

# Erzähl mir was

Kindergeschichten

von  
Franz Strässle.

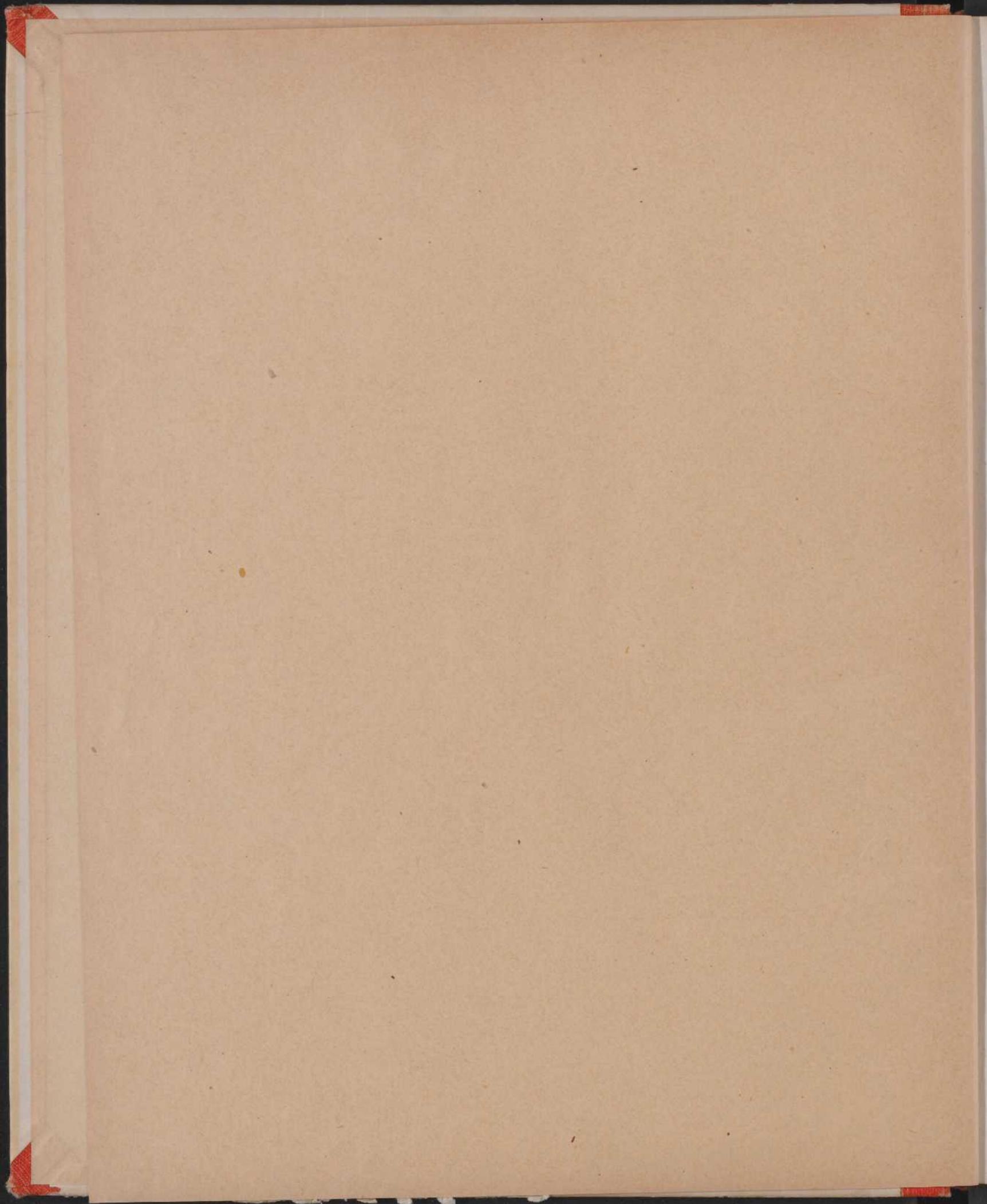


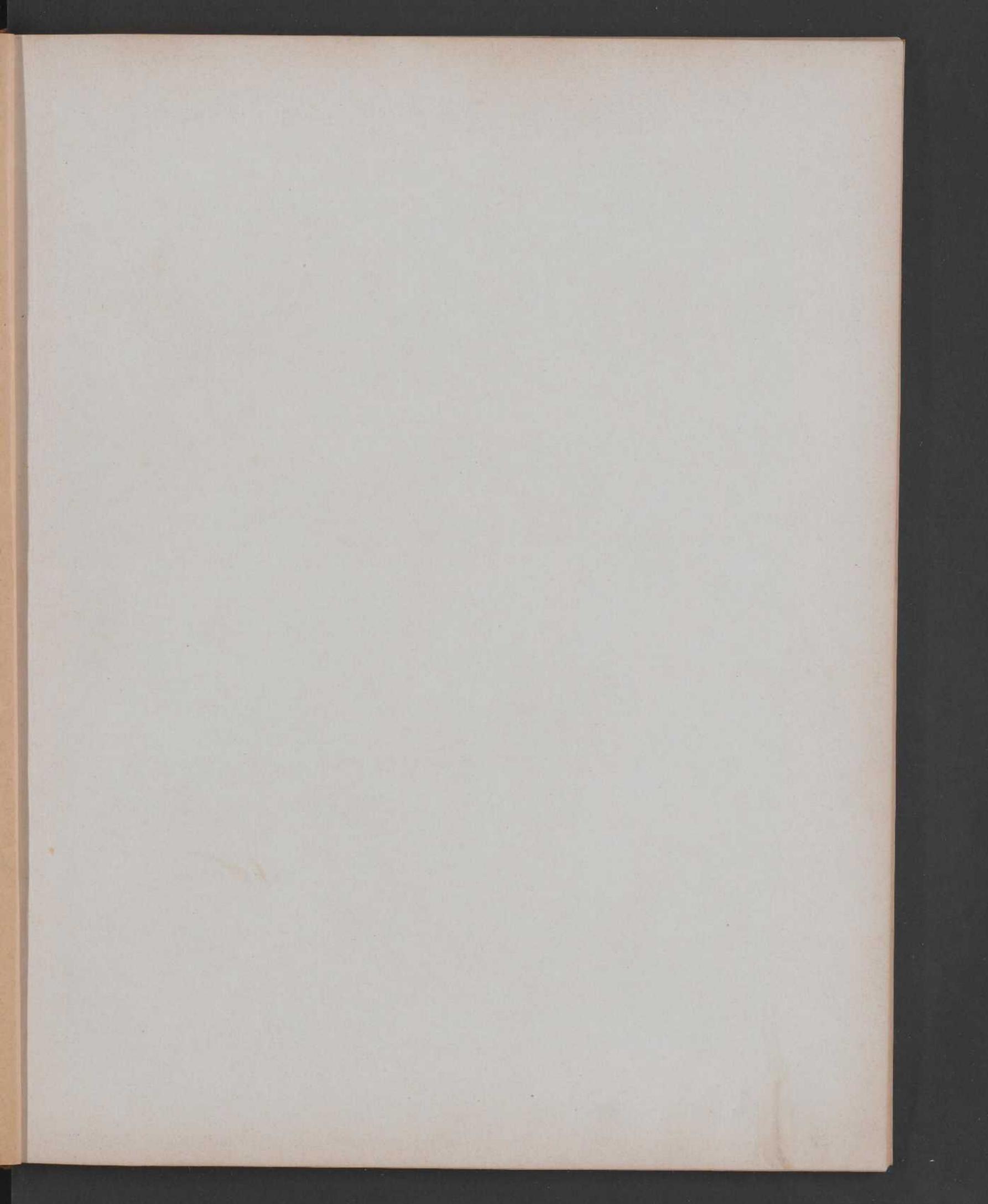
Wilh. Nitzschke's Verlag in Stuttgart.  
(Inhaber August Brettinger.)

K 291

Ries: Julius Kocher 12 (S. 650) [EA 1893]

SP 244







Das Mädchen hat's gethan.



# Erzähl' mir was!

Geschichten

für Kinder mittleren Alters

von

Franz Strähle.



Mit 4 Farbdruckbildern nach Aquarellen von J. Kocher  
und mit vielen Text-Illustrationen.

Dritte Auflage.

[1899]



Stuttgart.

Wilhelm Nischkes Verlag

(Inhaber: August Brettinger).



H14M 229 425

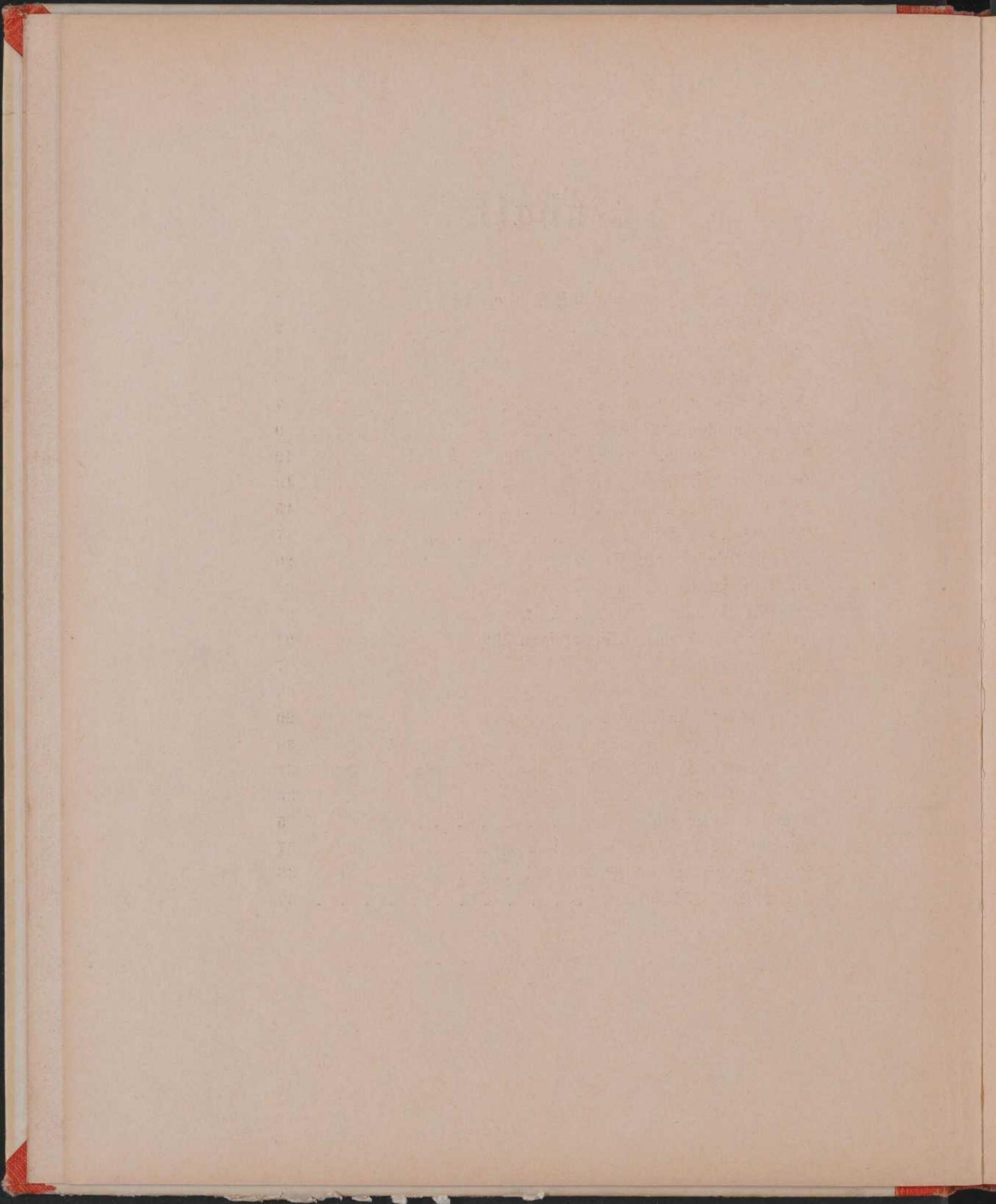
INTERNATIONALE  
TIONALE JUGEND  
München BIBLIOTHEK

Königl. Hofbuchdruckerei Carl Kiebig, Stuttgart.

# Inhalt.

	Seite
Das Käzchen hat's gethan. Mit farbigem Bild . . . . .	1
Die Schneckenpost . . . . .	2
Erfüllte Wünsche . . . . .	4
Das Krazbürstchen . . . . .	6
Vom goldnen Apfelbaum . . . . .	7
Die verwunschenen Kinder . . . . .	9
Der Knabe Roland. Mit farbigem Bild . . . . .	12
Am Fischteich . . . . .	13
Schön-Röcklein . . . . .	15
Die Entchen am Teich . . . . .	17
Das Glöcklein auf dem Turme . . . . .	20
Die Wasserjungfer . . . . .	22
Bestrafter Vorwitz . . . . .	23
Vom Bärlein Brumm. Mit farbigem Bild . . . . .	24
Die Tautröpfchen . . . . .	27
Vom Sockel- und vom Sichelhahn . . . . .	26
Das naschhafte Knäblein . . . . .	29
Nadel und Schere . . . . .	30
Vom Käzchen, das in die Schule ging. Mit farbigem Bild . . . . .	31
Das Feuerspritzchen . . . . .	33
Geschichte zweier Fliegen . . . . .	35
Hänschen und Lieschen . . . . .	37
Der Streit um des Kaisers Bart . . . . .	38
Das muntere Böcklein . . . . .	39





## Das Käzchen hat's gethan.



Martha und das Käzchen hatten keine große Freundschaft zusammen. Das Käzchen war nicht schuld daran, denn es war ein zahmes, ganz gutmütiges Tierchen, das niemanden was zu leide that; höchstens verfolgte es die Mäuse, fing sie und würgte sie tot, und das war gut. Hatte es seine Arbeit vollendet, so mochte es gern spielen, wenn es aber zu Martha kam und freundlich schnurrend um sie herum ging, so ergriff diese das Tierchen am Schwanz oder an den Ohren und zerrte es hin und her, oder schleuderte es gar zur Thüre hinaus. Das Käzchen ließ sich das lange gefallen, denn es dachte: „Die Martha wird ja jeden Tag älter und muß doch endlich zur Einsicht kommen, daß es eine Unart ist, kleine Tiere, wie ich eins bin, zu verfolgen und zu quälen.“

Das Käzchen hatte recht: Martha wurde mit jedem Tage älter, aber daß sie sich dem Käzchen gegenüber freundlicher benommen hätte, das traf nicht zu. Wohl gönnte sie dem Käzchen was zu essen, wenn sie selber die Speise nicht mochte, die ihr vorgesetzt wurde. Bekam sie Brotsuppe, so rief sie gleich: „Das Käzchen schreit miau! Gelt Mutter, das heißt so viel als: mir auch! Man soll das Käzchen nicht hungern lassen, ich will ihm meine Brotsuppe geben.“ Bekam sie aber Milch oder sonst eine Speise, die ihr mundete, so dachte sie nicht daran, dem Käzchen auch was davon zu geben, und wenn es gleich fort und fort „mi(r) au(ch)!“ schrie; vielmehr schlug sie mit dem Löffel nach dem Tierchen und schalt es eine garstige Hungerleiderin, die nichts als betteln könne.

Außerdem ließ sich Martha noch allerhand Unarten gegen das Käzchen zu schulden kommen; das Argste war aber, daß sie darauf log. So oft sie ein Ungeschiek beging oder etwas zerbrach oder besudelte, mußte das Käzchen es gethan haben. Das Tierchen bekam deshalb oft böse Worte, ja sogar Schläge, und so war es nicht zu verwundern, daß es der lügenhaften Martha nach und nach recht gram wurde.

Einmal war Martha in der Küche beschäftigt. Da stieß sie aus Unvorsichtigkeit einen Topf vom Herde, daß sein Inhalt nur so umherfloß. Es war Milch, welche die Mutter zu Kaffee verwenden wollte. Das Käzchen, das auf dem Herde saß und das Ungeschiek mit ansah, dachte gleich: „Aha, da werde ich wieder herhalten müssen!“ Darum wollte es die Flucht ergreifen. Martha aber erwischte es noch am Schwänzchen und an den Hinterbeinen; sie hielt es fest und tunkte ihm das Schnäuzchen in die Milch, daß man meinen sollte, es habe am Topfe genascht und ihn dabei umgeworfen. Dann rief sie laut: „Die böse Katze! Seht nur her, was sie angerichtet hat!“

Darüber wurde das Käzchen zornig, und weil Martha es nicht los ließ, fing es zu knurren an, als wollte es sagen: „Du Lügnerin! Soll ich wieder die Strafe bekommen, die du verdient hast?“ Weil aber Martha nur um so heftiger rief, je ärger das Käzchen knurrte, riß es sich endlich los, kehrte sich gegen das böse Mädchen und zerkratzte ihm die Hände und das Gesicht. Martha schrie jämmerlich, daß die Mutter eilends herbeikam. Sie befreite das Kind aus seiner üblen Lage und jagte die Kage zur Thüre hinaus.

Martha zitterte am ganzen Leibe, so sehr war sie erschrocken. Als die Mutter fragte, wie das alles gekommen sei, wagte sie es nimmer, auf das Käzchen zu lügen, sondern sie erzählte in ihrem Sammer alles genau und gestand auch, daß sie das Käzchen schon oft gequält und auf es hinein gelogen habe. „Nun hast du deine Strafe dafür,“ sprach die Mutter. „Merke dir für immer, daß es sehr unartig ist, auf andere zu lügen, um dadurch eine verdiente Strafe von sich abzuwenden und andern sie zuzuschreiben!“

Von da an ließ Martha das Käzchen in Ruhe, und wenn es wieder einmal vorkam, daß sie einen Fehler beging, sagte sie nimmer: „Das Käzchen hat's gethan!“ sondern sie blieb bei der Wahrheit, war aber auch in allem, was sie that, vorsichtiger, seit sie niemand mehr hatte, dem sie ihre Ungeschicklichkeit zuschieben konnte. So geschah es denn immer seltener, daß ihr etwas Tadelhaftes begegnete.

## Die Schneckenpost.



Die Frösche sind naseweise, vorlaute Bürschchen, wie alle Kameraden, welche viel hüpfen und gern große Sprünge machen. So geschah es denn einmal, daß solch ein großmauliger Frosch sich für den Herrn Wunderwas hielt. Er spielte gerne den Jäger und nannte sich Frosch von Mücken Schnapp. Wenn dieser dicke Herr so daher stolzierte im grünen Gras, mit seiner Jagdtasche, seinem Hüfthorn und seinem Jagdspieß, auch wohl mit Pfeil und Bogen, so sah das gar spaßhaft aus.

Einmal zog der Edle auch hinaus aufs Weidwerk mit lautem Halloh, das bei ihm „Quakquak“ lautete. Wie er nun so durch die Wiesen dahin ging, in seinem bekannten Hüpfschritt, ließ er sein Jägerhörnlein immer lauter erschallen. Ganz vertieft in seine Eitelkeit gewahrte er nicht, wie er sich mehr und mehr dem Bauern, der ihm mit der mähenden Sense entgegenkam, näherte. Da — hui! fuhr die scharfe Sense durchs Gras und nahm dem Frosch alle Behen des linken Fußes mit. Das war nun ein recht stechender Schmerz für den edlen Herrn, und er suchte aus dem Bereiche der Sense zu kommen, so eilig es gehen mochte. Hinkend langte er nach einiger Zeit an einem Raine an. Hier setzte er sich nieder und betrachtete seine Wunde; dann seufzte er und ward ganz kleinlaut.

Wie er so da saß und den unglücklichen Tag verwünschte, auch nicht wußte, wie er nach Hause kommen sollte, weil ihm der verstümmelte Fuß beim Auftreten recht wehe that,

war es ihm sehr willkommen, daß auf dem Wege unten am Rain die Schneckenpost vorüber fuhr.

„Halt, Postillon!“ rief unser Frosch der Schnecke zu. „Was giebt's?“ sprach die Schnecke, indem sie ihre Kutsche anhielt. „Der grobe Bauer dort hat mich verwundet,“ gab Herr Frosch zur Antwort. „Da seht einmal her! Ihr könnt mir einen großen Gefallen erweisen, wenn ihr mich mitnehmen wolltet bis zum großen Teiche, wo ich daheim bin. Ich werde euch dafür gut bezahlen.“ „Mein Weg führt nicht am großen Teich vorüber,“ sagte Postmeister Schneck, der heute selber die Kutsche führte. „Aber aus Mitleid will ich euch dahin kutschieren, falls ihr mich anständig belohnt!“

Nach einigem Hin- und Herreden wurden beide einig und Frosch von Mückenschnapp setzte sich oben auf die Postkutsche, woselbst er sich nicht wenig einbildete und ungeachtet seines schmerzenden Fußes vornehm auf die vorüberkrabbelnden Käfer und anderes kleine Getier, das zu Fuß nebenher gehen mußte, niederblickte. Das Fuhrwerk ging indes schneckenhaft langsam, und als sie etwa den halben Weg zum Teiche zurück gelegt haben mochten, hielt Postmeister Schneck plötzlich an und sagte: „Herr von Mückenschnapp, verzeihen Sie gefälligst, eben fällt mir ein, daß es für mich äußerst gefährlich wäre, wollte ich nach dem großen Teich fahren, und zwar des Storches wegen, der dort herum sein Räuberhandwerk treibt und meine Postkutsche plündern könnte, wie er schon manche geplündert hat.“

„Bah!“ entgegnete der von Mückenschnapp, „der Storch ist noch gar nicht da und weiß Gott wie weit über dem Meere. Fahrt zu!“

„Keinen Schritt weiter!“ entgegnete der Postmeister und zog seinen Kopf in der gleichmütigsten Weise in das Coupé zurück. Nun blieb dem Herrn von Mückenschnapp nichts übrig, als abzustiegen und den Weg zum Teich auf eigenen Füßen weiter zu setzen. Da ihn aber die Wunde aufs neue heftig schmerzte, gab er dem Postmeister allerlei Schmeichelreden, so daß dieser endlich sich bewegen ließ, seine beiden Hörner wieder aus dem Cabriolet streckte, und weiter fuhr.

Als sie gegen Abend den großen Teich von ferne sahen, rief Herr Frosch von der Kutsche herab: „Halt, Postmeister!“ „Was ist los?“ fragte dieser abermals, die Kutsche anhaltend. „Daß ihr's nur wißt,“ erwiderte der Frosch, „ihr habt ein ganz erbärmliches Fuhrwerk. Braucht ihr doch vom Rain bis an den Teich einen vollen Tag, während ich trotz meines schlimmen Fußes im stande gewesen wäre, die kleine Strecke in einer halben Stunde zurückzulegen.“ „Darum geht's bei mir auf der Schneckenpost,“ sprach der Postmeister ruhig, „das hättet ihr als gescheiter Mann wissen können.“ „Ja,“ sagte der Frosch, „das hätte ich wissen können! Weil ich's aber nicht gewußt und somit einen Tag meiner kostbaren Zeit versäumt habe, werde ich euch auch keinen Lohn geben, außer es wäre, daß ihr die kurze Strecke noch im Galopp zurücklegtet!“ „Ihr wißt recht gut, daß das Galoppieren nicht meine



Sache ist," entgegnete der Gefoppte ruhig. „Nun," lachte der Frosch, „so habt ihr auch euren Lohn bereits in der Tasche!" Dann stieg der vornehme Herr von der Kutsche und wollte ohne weiteres davon hinken. „Ein schlechter Mann, der sein Wort bricht!" rief jetzt der Postmeister ergrimmt, indem er seinen Leib weit aus dem Coupé hervorstreckte und dabei die Hörner ballte. „Ein schlechter Mann seid ihr, ein Geizhals und ein Lügner! Ich werde euch einen Prozeß an den Hals hängen, ehe ich mein rechtliches Guthaben verloren gebe, Schurke!"

Dieses Schimpfen war nun nicht nur höchst unanständig, sondern auch sehr gemein, deshalb ärgerte sich Frosch von Rückenschnapp gleichfalls. Er stieß in der Wut die Postkutsche um und riß den Postmeister aus dem Wagen. Während sich beide so in grober Weise herumzerrten, gewahrten sie nicht, wie der Räuberhauptmann Storch mit langen Schritten daher eilte. Erst als er sie beide im Schnabel hatte, erkannten sie ihr gemeinsames Unglück. Der Prozeß hatte nun ein Ende, denn im Storchennagen vereinigten sich die streitenden Parteien und betrogen sich ganz friedlich.

Die leere Postkutsche aber sah ich halb zertrümmert im Grase liegen, noch lange nachher, so oft ich an den großen Teich ging.



## Erfüllte Wünsche.



Im Garten blühten drei Märzblümchen; die gütige Sonne hatte sie aus der Erde, in der sie schliefen, hervorgerufen, daß sie sich freuen sollten. Munter schauten sie daher aus ihren blauen Auglein im Garten umher und waren stolz darauf, daß noch kein andres Blümlein da blühte, als sie.

Sprach das eine: „Wenn uns die Sonne so lieb hat, so könnte sie uns wohl auch einmal andre Kleidchen schenken als grüne. Grüne Kleider haben alle Blumen, selbst das dumme Gänsblümchen und der einfältige Grassalm sind grün. Ich wünschte mir ein hübsches weißes Kleidchen von Seide oder Samt oder was es sonst wäre, das wäre mir gleich.“

Sprach das andere: „Mir geht es wie dir, Liebchen! Auch ich habe dieses grüne Kleidchen schon im vorigen Jahr lang genug getragen und wünsche mir heuer ein gelbes Gewand, ein recht vornehmes, weißt du, mit einer tüchtigen Schleppe. Meinst! wie würden da die andern Blumen, wenn sie ankommen, aufschauen, wenn wir in so seltener Pracht da ständen!“

Das dritte Blümchen sagte nichts und schwieg. „Nun," fragten die beiden andern endlich, „sprich, was für ein Kleidchen möchtest du denn haben?" „Ich bin zufrieden mit dem, was mir die gütige Sonne zu teil werden ließ und möchte kein anderes Kleidchen haben. Ihr sagtet ja selber, daß alle Blumen grün gekleidet seien; warum soll ich mir etwas anderes wünschen? Bin ich besser als sie? Ich weiß keinen Vorzug, im Gegenteil,

die Schönheit des Veilchens gefällt mir weit besser, als meine eigene, und das Veilchen ist auch zufrieden mit seinem grünen Kleid.“

„Du Einfalt!“ riefen die beiden Märzblümchen, „sei still mit deinem albernen Geschwätz. Wer so von sich selber redet und denkt, der ist freilich keiner Auszeichnung wert.“ Und die beiden hochmütigen Blümchen kehrten sich von dem bescheidenen ab und redeten kein Wort mehr mit ihm.

Einige Tage darauf ging der Herr des Gartens an den drei Blümlein vorüber. Er betrachtete sie, und sie gefielen ihm wohl; das bescheidene aber dünkte ihm das schönste zu sein. Er rief daher den Gärtner herbei und sagte zu ihm: „Hebe dieses Blümlein sorgfältig aus der Erde und bringe es in einen kleinen Topf. Morgen ist der Geburtstag meines Töchterleins, da soll es auf ihrem Blumentischchen prangen neben andern Zierpflanzen.“ Der Gärtner that also; er setzte das Blümlein in ein zierlich vergoldetes Töpfchen und stellte es unter die Frühlingsblumen in Lottchens Zimmer.

Der Gärtner hatte das Märzblümchen kaum aus der Erde gehoben und in den Topf gebracht, als die Sonne vorüberging und im Vorbeigehen zu den Märzblümchen sagte: „Wie geht's? wie steht's? Ist es euch recht, wollt ihr andre Kleidchen haben, ein weißes und ein gelbes?“ Ja, freilich!“ riefen die eiteln Dingerchen, „aber nur schnell, daß wir uns zeigen können!“

Die gütige Sonne nickte und ging weiter. In der Nacht aber kam ihr Mann, der Mond, und brachte den Blümlein die gewünschten Kleider. Sie waren weiß, ach! so weiß, wie frisch gefallener Schnee. Als die beiden Blümlein am Morgen erwachten, freuten sie sich ungemein über dies Geschenk und dachten gleich darüber nach, wie sie sich bei der Sonne schön bedanken könnten. Aber die Sonne ließ sich mehrere Tage hindurch gar nimmer sehen. Und weil sie nicht kam, froren die Märzblümchen in ihren schneeweißen Kleidchen so sehr, daß sie an allen Gliedern heftig zitterten und endlich traurig dahinstarben.

Während sie im Sterben lagen, ging die Sonne wieder vorüber und sagte: „Ihr sollt auch noch gelbe Kleidchen haben, ganz nach eurem Wunsch.“ Und das Schneekleidchen schmolz im Sonnenschein, wobei das alte, grüne Kleidchen der Märzblümchen dorrt und an der Sonne so gelb, so strohgelb wurde, daß auch dieser Wunsch erfüllt war. Auch an der Schleppe fehlte es nicht, denn die welken Blätter hingen zu Boden und reichten so weit hinaus, als die schönste Schleppe nur reichen kann.

Was hatten die beiden Märzblümchen nun davon, daß ihre Wünsche erfüllt waren? Den Tod hatten sie! während das dritte, bescheidene Blümchen noch lange auf Lottchens Blumentischchen blühte und gute, sorgenfreie Tage erlebte.



## Das Kratzbürstchen.



Kratzbürstchen war ein unartiges Kind und hatte seinen Namen nicht umsonst. Was ihm nicht gefiel, nach dem schlug es; und wer nicht gleich that, was es haben wollte, den kratzte es im Gesicht oder an den Händen, wie es ihm gerade beikommen konnte. Darum nannten es die Leute Kratzbürstchen.

Einmal gab die Mutter dem Kratzbürstchen die Rute, da wurde es zornig und lief davon, fort aus dem Haus, hinaus ins Feld, immer weiter und weiter, und es wußte selbst nicht, wohin es lief, denn es sah nicht auf Weg und Steg, sondern lief mitten durch Gras und Kraut, durch Busch und Strauch, so zornig war es.

Als es so dahin rannte, wurde es plötzlich von hinten am Kleidchen gezupft. Das machte ihm noch mehr Verdruß als es schon hatte, und unartig, wie es war, fing es gleich an, wild um sich zu schlagen. Der es aber gezupft hatte, ließ sich auch nichts gefallen, sondern zupfte es erst recht, je mehr es um sich schlug. Da fing das Kratzbürstchen an, mit den Füßen zu trampeln und zu strampeln; auch drehte es sich im Kreise, während es trampelte und schlug immer wilder um sich und rief: „Laß mich los, du Böser!“ Aber der Böse ließ es nicht los, denn es war der große Dornbusch, in den das Kind geraten war und in welchen es sich verwickelt hatte. Ja, wäre das Kratzbürstchen



sicherlich hätte es sich zwischen den Disteln und Dornen verbluten müssen. Die Mutter aber hatte es weinen und schreien hören, darum lief sie ihm nach, es zu holen. „So,“ sagte sie, „nun siehst du, wer noch besser kratzen kann als du, das ist der Dornbusch und das sind die Disteln; wenn du wieder unartig bist, werde ich sie rufen, daß sie dir Gleiches mit Gleichem vergelten!“

Das Kind aber schämte sich und schwieg. Willig folgte es der Mutter nach Hause und ließ sich gern das blutige Gesicht und die blutigen Händchen waschen. Und das Kleidchen, das der Dornbusch ihm zerrissen hatte, das zog es gern aus, daß die Mutter es flicken konnte. Und wie es nun so frisch gewaschen und frisch gepuht da stand, war es auch ein ganz anderes, schöneres Kind als vorher. Von da an schlug und kratzte es auch nicht wieder, darum nannten die Leute es jetzt nimmer Kratzbürstchen, sondern gaben ihm freundliche und schöne Namen.



## Vom goldnen Apfelbaum.

**E**s war einmal ein Hirtenbüblein, das ging tagelang mit seinen Schäfchen draußen im freien Felde umher. Wenn es dann so menschenallein im blumigen Wiesenthal oder auf den grünen Bergen umher spazierte mit seiner Herde, machte es sich allerlei Gedanken. Es dachte dem Dufte der Blumen nach, oder dem Gesang der Vögel. Und wenn es sein Auge von der grünen Trift aufwärts richtete zum blauen Himmel, erwachte in seinem Herzen eine große Sehnsucht, daß es lieber alles hätte sein mögen, nur kein so armes Hirtenbüblein, als es eins war.

Am liebsten unter allem wäre es ein Königssohn gewesen, damit es all seine Lebtag hätte kein trocken Brot mehr essen dürfen. Und es ließ nicht ab, hin und her zu sinnern, wie es die Sache angehen wollte, damit sein Wunsch erfüllet würde. Doch wie es auch hin und her sinnern mochte, der rechte Gedanke wollte ihm nicht kommen.

Eines Tages nun traf das Hirtenbüblein an der Dornhecke ein altes Mütterchen, das Wolle sammelte, solche die den Schäflein beim Vorübergehen von der Hecke ausgerauft worden war. Das Büblein hatte Mitleid mit dem armen Mütterchen und half ihm bei der Arbeit, schenkte ihm auch, was es an eingesammelter Wolle in seinem Hirtentäschlein bei sich trug. Zum Danke dafür erzählte ihm das Mütterchen allerlei wunderbare Geschichten, darunter auch die vom goldenen Apfelbaum. Dieser war so hoch, daß seine Äste bis in den Himmel hineinreichten. Er stand vor dem prächtigen Schlosse eines Kaisers im Morgenlande, und der Kaiser hatte bekannt machen lassen, wer ihm aus der Krone des goldenen Apfelbaums zwei Blätter hole, den werde er halten wie seinen Sohn und er solle seine Krone und sein Reich von ihm erben.

Als das Hirtenbüblein das vernahm, glühte es im Gesichte vor Verlangen und fragte das Mütterchen hastig, wie lange es her sei, daß der Kaiser diese Bekanntmachung erlassen habe. Es werden wohl schon gute zwanzig Jahre her sein, meinte das Mütterchen. „O Himmel!“ seufzte das Hirtenbüblein, „hätte ich das doch früher erfahren! Ein anderer wird längst die Blätter aus der Krone des Apfelbaums geholt haben und ich kann des Kaisers Sohn und Erbe nimmer werden!“ Das Mütterlein aber fuhr fort und erzählte: „Wohl kamen Edelleute und Prinzen aus allen Reichen der Welt zum goldenen Apfelbaum, um den Preis zu gewinnen, allein bis auf den heutigen Tag ist es noch keinem gelungen; statt der Kaiserkrone holten alle sich den Tod: die einen erfaßte in der Höhe der Schwindel, daß sie herabstürzten, die andern aber, die aus Feigheit wieder unverrichteter Sache niederstiegen, ließ der Kaiser enthaupten.“

Wohl erschrak das Hirtenbüblein bei solcher Nachricht, doch war sein Wunsch, ein

Kaisersohn zu werden, so groß; wie sollte es nun vor der Gefahr zurückschrecken, da es Aussicht hatte, eine Kaiserkrone gewinnen zu können! Es ließ sich darum von dem Mütterlein genau den Weg angeben, der ins Morgenland und zum Schlosse des Kaisers führte. Dann nahm es Abschied von seinen Schäflein und machte sich auf, den goldenen Apfelbaum zu suchen.

Das Hirtenbüblein war ein volles Jahr gewandert, immer gegen Aufgang der Sonne. Es achtete weder Mühe noch Beschwerden, und endlich, am letzten Tage des Jahres, sah es von ferne den goldenen Apfelbaum schimmern, denn er glänzte heller als das Licht des Mondes, und seine Blätter funkelten lieblicher als der Schein der Sterne. Bei diesem Anblicke strahlte das Hirtenbüblein vor Freude, daß es schön ward im Gesicht wie ein Engel. So trat es in das herrliche Schloß und trug dem Kaiser vor, warum es gekommen sei. Der Kaiser freute sich des wunderschönen Kindes und wünschte ihm Glück zu seinem Unternehmen. Das Hirtenbüblein aber begab sich zur Ruhe, Gott dankend, daß er ihm bis hieher geholfen hatte.

Am andern Morgen, als es ausgeruht hatte von der weiten Reise, lief es schon um Sonnenaufgang unter den goldenen Apfelbaum. Ehe es ans Werk ging, ließ ihm der Kaiser Speise und Trank reichen zur Erquickung. Sobald es aber nur etwas wenig davon genossen hatte, war es nimmer aufzuhalten, sondern es hub an, am Baume aufwärts zu steigen, wobei es sich so gewandt zeigte, daß die vielen Hofleute des Kaisers, die dem Schauspieler anwohnten, sich nicht genug wundern konnten. „Es kann nicht fehlen,“ riefen sie, „bis Sonnenuntergang ist das Büblein wieder zurück; es wird die goldenen Blätter haben und der Sohn des Kaisers genannt werden.“ Und alle sahen begierig aufwärts und sahen dem Knäblein nach, bis es aus ihren Augen verschwand. Als es aber in den Wolken verschwunden war, ließ der Kaiser ihm zu Ehren ein großes Fest veranstalten. Pauken und Trompeten ertönten, und alles Volk drehte sich im Tanze um den goldenen Apfelbaum. In der kaiserlichen Küche aber brannten mehr als hundert Feuer, um all die feinen Speisen zu bereiten, die bei der Zurückkunft des Hirtenbübleins die Tafel zieren sollten.

So ward es Mittag und es ward Abend, und alle hofften jeden Augenblick das Knäblein wieder am Baume herabsteigen zu sehen, aber wie sie auch hofften und schauten, es kam immer nicht. Und es ward Morgen und Abend und wieder Morgen und wieder Abend, und das Hirtenbüblein kam immer nicht. Erst am achten Tage, als der Kaiser dem Feste Einhalt gebot und befahl, man solle im ganzen Reiche um das schöne Knäblein Trauerkleider anlegen, — erst da sah man um die Zeit des Mittags etwas aus den Wolken herabsteigen, das aussah, wie ein kleines, schwarzes Pünktchen. Es kam näher und näher, wurde größer und größer und endlich hüpfte das Hirtenbüblein vergnügt vom untersten Aste des goldenen Apfelbaums herab, kniete nieder vor dem Kaiser und überreichte ihm die zwei goldenen Blätter, die es aus dem Wipfel der Krone geholt hatte. Der Kaiser aber setzte dafür dem Hirtenbüblein die goldene Krone des Reiches auf das lockige Haupt und ließ im ganzen Reiche bekannt machen, daß das Hirtenbüblein von allen Unterthanen als Prinz und Erbe des Reiches zu achten und zu ehren sei. — Das Hirtenbüblein machte dieser hohen Würde auch alle Ehre. Es lebte tugendhaft und ward seinem Volke ein weiser Berater und gnädiger Helfer.



## Die verwunschenen Kinder.

**I**n reicher Mann hatte drei Kinder, die mit großen Fehlern behaftet waren. Das erste war sehr unreinlich, das zweite sehr träge, und das dritte so gefräßig, daß es schier den ganzen Tag nach Brot schrie und nichts als aß, wo es ging und stand. Darüber war der Mann sehr bekümmert und er sagte oft: „Was nützt mir all Geld und Gut, wenn ich es dereinst an drei ungeratene Kinder vererben muß. Hätte ich lieber gar nichts auf der Welt, dafür aber ein Kinderhäuslein, das mir Freude machte, so wäre ich tausendmal besser daran.“

Als der reiche Mann eben wieder einmal also klagte, trat ein altes Weiblein zu ihm in die Stube und bat um ein Almosen; es habe so Hunger, sagte es, weil es sich schon tausend Jahr lang nimmer satt gegessen hätte. Der Mann hatte Mitleid mit dem Weibchen und gab ihm nicht nur satt zu essen, sondern schenkte ihm auch noch ein Stück Geld. Als das Weiblein sich bedankte, seufzte der Mann: „Ach, ich wollte euch herzlich gern tausendmal mehr geben und so viel, daß ihr zeitlebens nimmer betteln dürft, wenn ihr mir nur ein Mittel gegen die Fehler meiner Kinder angeben könntet.“ Und als das Weibchen näherhin vernahm, woran es den drei Kindern gebreche, lächelte es und sagte: „Da ist gut helfen, lieber Mann! Wollt ihr mir eure drei Kinder überlassen, so will ich sie von heute übers Jahr gebessert wieder zurückbringen.“ Als der Mann diese Rede vernahm, hatte er große Freude. Er rief seine drei Kinder herbei und schickte sie fort mit dem steinalten Weibchen. Das aber zog eine lange Rute hervor und trieb die Kinder des Wegs dahin, so wie man Gänse treibt.“

Das Weiblein war mit den Kindern eine gute Strecke gegangen, da kamen sie an einem Ackerfeld vorüber, auf dem ein Flug Tauben saß und Mahlzeit hielt. Da hieß das Weiblein die Kinder stille stehen, und indem sie mit der Rute das Schmutzige berührte, sprach sie: „Gleich thust du, was ich sag', und wirst mir ein reinliches Täubchen!“ Kaum hatte sie das gesagt, so war das kleine Mädchen ein Täubchen, das schwirrte davon und gesellte sich zu dem großen Taubenflug auf dem Acker.

Dann ging das Weiblein mit den beiden andern Kindern die Straße weiter. Als sie auf dem Wege an einer großen Schafherde vorbeikamen, berührte sie mit der Rute den gefräßigen Knaben, indem sie sprach: „Gleich gehst du unter die Schafe und wirst mir ein genügsames Lämmchen!“ Da war der kleine Knabe auch schon in ein Lämmlein verwandelt, das mutwillig hin und her hüpfte und sich unter die große Herde gesellte.

Nun trippelte nur noch das dritte Kind, das auch ein Knäblein war, vor der Alten her. Es sollte aber auch nicht lange mehr trippeln, denn als ein flüchtiges Häslein über

die Straße sprang, rief die Alte, indem sie das Kind mit ihrer Zaubergerte berührte: „Gleich wirfst du mir ein Hündlein!“ Und kaum gesagt, so war der Knabe schon ein bellendes Hündchen, das dem Häschen mit lautem Gecläff nachsprang und es weithin übers Ackerfeld verfolgte. Das alte Weibchen sah ihm vergnügt nach, dann aber zog es einsam die Straße dahin, fort und immer fort, und weiß Gott, wie weit es gekommen sein mag.

Als das geschehen war und der reiche Mann kein Kind mehr im Hause hatte, war es ihm doch manchmal recht wunderlich zu Mut. Fast wollte es ihn gereuen, daß er die Kinder so Mirnichts-Dirnichts einem fremden Bettelweibchen überlassen hatte. „Es ist freilich hart,“ sagte er manchmal, „ungeratene Kinder zu haben; aber gar kein Kind haben, ist auch ein elend und einsam Leben.“ Oftmals schickte er jemanden hinaus von Dorf zu Dorf, um die alte Bettlerin, die seine Kindlein mitgenommen hatte, zu erfragen; allein es war niemand, der darüber hätte Auskunft geben können. Bettelweibchen gab es freilich genug, nur das rechte war nicht zu finden.



Während der Mann so in Sorge war um seine Kinder, befanden sich diese ganz in seiner Nähe und waren sogar sehr vergnügt. Das eine saß als Täubchen in seinem Taubenhaus, das andre weidete als Lämmchen unter seiner eigenen Herde und das dritte, das als Hündlein den Hasen über das Ackerfeld hin verfolgt hatte, das hatte der Mann selber eingefangen, weil er es auf seinem eigenen Jagdgrund betroffen hatte. Er fragte überall um, wem das Hündlein zugehöre, da es aber allen fremd war, behielt er es bei sich. Oftmals nun, wenn der Mann in trüben Gedanken um das Schicksal seiner Kinder umher ging, girrte ihm das Täubchen vom Taubenhaus oder vom Dache her zu: „Väterchen, mußt nicht traurig sein, bin jetzt ein reinliches Töchterlein! Rukidigu, sieh nur zu! mein Kleidchen ist sauber, blank sind meine Schuh’!“ Und wenn er seiner

Schafherde begegnete, machte das Lämmlein muntere Sprünge um ihn her und meckerte: „Hab’ Überfluß auf grüner Weide, doch macht Genügsamkeit mir Freude!“ Und ging er in bekümmertem Nachsinnen über Feld, sprang das Hündlein ihm voraus oder hüpfte freudig im Kreise um ihn her und bellte dabei: „Väterchen, sei mir ja wieder gut, denn sieh, ich bin jetzt ein munteres Blut! Bin nicht mehr träge; brauch keine Schläge!“ So wollte sich jedes der drei Kinder dem Vater gern zu erkennen geben, aber er verstand eben ihre Sprache nicht, denn sie redeten wie die Tierchen, unter denen sie leben mußten.

Jedoch hatte der Mann eine besondere Freude an dem reinlichen Täubchen, an dem wachsamem, flinken Hündlein, und an dem munteren Schäflein, von dem der Hirte sagte, es sei das sanfteste und genügsamste Tierchen der ganzen Herde. Der Mann gab diesen Dreien auch den Vorzug vor allen andern seines Besitztums; ging er über den Hof, so streute er dem girrenden Täubchen ein Düttchen voll Sämereien hin, ging er zur Herde, so brachte er dem meckernnden Schäflein eine Hand voll Salz, und sein treues Hündlein

durfte nach jeder Mahlzeit von seinem Teller lecken, auf dem der reiche Mann immer etwas Gutes übrig ließ.

Indes ging das Jahr zu Ende und der Tag war nahe, an welchem das Weiblein die drei Kinder wieder zurückbringen wollte. Am Abend vorher war der reiche Mann sehr aufgeräumt, denn er freute sich über die Maßen, daß er morgen seine Kinder wieder bekommen sollte. In seiner Freude gedachte er auch seiner drei liebsten Tierchen. Er ging hinaus in den Hof und nahm eine ganze Düte voll überzuckerter Erbsen mit, um sie dem Täubchen hinzustreuen; aber wie er sich auch nach ihm umsehen mochte, es war nicht da, sondern verschwunden. Nun machte er einen Gang zur Schafherde, um sein munteres Schäflein zu sehen, aber es war nirgends zu finden und der Schäfer sagte nichts, als: „Wie leid thut es mir, es ist verschwunden!“ Da kehrte der Mann nach Hause zurück, um sich an seinem Hündlein zu erfreuen, aber als er darnach rief, war es nirgends zu finden, sondern verschwunden. Darüber wurde der gute Mann abermals sehr traurig und jammerte um die drei Tierlein, wie er vordem um seine Kinder gejammert hatte. Als die Nacht kam, legte er sich voll Bekümmernis nieder und schlief endlich voll Traurigkeit ein. Um Mitternacht aber hörte er neben seinem Bette plötzlich ein Täublein girren, ein Schäflein blöken und ein Hündlein bellen. Das klang ihm wie liebliche Musik; er schlug die Augen auf und sah eine große Helle um sich her. Mitten in dem Lichtglanz aber stand eine wunderschöne Fee, die einen goldenen Zauberstab in der Hand hielt. Sie sprach zu dem erstaunten Mann: „Du bist mir mit Wohlthun begegnet, da ich als steinaltes Mütterlein zu dir kam, deshalb habe ich mich deines Jammers erbarmt; als glückverheißende Fee bringe ich dir deine gebesserten Kinder zurück!“ Bei diesen Worten berührte sie die drei Tierlein mit ihrem Zauberstabe und sprach:

„Täubchen, Lämmchen und Hündchen,  
Verwandelt euch wieder in Kindchen!“

Und siehe da! Das Täubchen stand plötzlich als liebliches Mägdlein vor ihm und das Lämmchen und das Hündchen waren zwei schöne, rotwangige Knaben. Hatten sich die drei Kinder auch sehr zu ihrem Vorteil verändert, so erkannte sie der Vater doch als die seinigen, darum sprang er jetzt voll Freude vom Lager und herzte und küßte sie und hieß sie tausendmal willkommen. Dann ging er und weckte seine Leute und befahl ihnen, ein kostbares Mahl zu bereiten, zu dem er auch die Fee einladen wollte. Als er jedoch in sein Schlafgemach zurückkehrte, war niemand mehr da, als seine lieben Kindlein; die Fee war und blieb verschwunden und zeigte sich nie wieder. Aber sie hatte mehr als Wort gehalten; denn die drei Kindlein hatten ihre Fehler nicht nur abgelegt, sondern zeigten sich auch in allem so sittsam und tugendhaft, daß sie zur großen Freude ihres Vaters heranwuchsen.



## Der Knabe Roland.



Es war einmal eine Königstochter, die hatte einen Knaben, der Roland hieß. Die Königstochter war aber unglücklich und arm, denn ihr Vater war tot und ihr Bruder, der jetzt König war, hatte sie aus dem Hause verstoßen. Da legte die arme Königstochter Trauerkleider an und zog mit ihrem Knäblein an einen einsamen Ort, wo sie unbekannt und verborgen lebte. Weil es ihr aber sehr hart ging, und weil ihr sogar die notdürftigste Speise fehlte, sagte sie zu ihrem Söhnlein: „Geh in die Stadt und flehe die Leute um eine Gabe an, und wer dir was giebt, dem wünsche Gottes Dank.“

Und das Knäblein ging in die Stadt hinein; als es aber daselbst ankam, hörte es, daß der König ein großes Gastmahl halte. Da wurde das Knäblein böse und sagte: „Was, der König lebt herrlich und in Freuden, und meine Mutter, die Königstochter, soll Not und Elend leiden! das will ich doch sehen!“

Und der kleine Roland eilte vor das Königsschloß, wo Gesang und Flötenspiel schallte. Im Hofe saßen eine Menge Bettler und labten sich an Speise und Trank, was der König ihnen mildthätig reichen ließ. Roland aber wollte sich mit solcher Gabe nicht begnügen. Mit Gewalt drängte er sich durch die Bettlerschar und trat feck in den großen Saal, wo die Ritter und Frauen um den König versammelt waren und tafelten. Ohne Zagen schritt der Knabe in die Mitte des Saales, hob eine volle Schüssel von der Tafel und trug sie stumm hinaus. Erstaunt sahen der König und alle Ritter und Frauen dem Knaben zu; und ihr Erstaunen wuchs noch mehr, als er nach einer Weile wieder herein trat und in Eile den goldenen Becher des Königs ergriff, um ihn gleichfalls wegzutragen.

„Heida! halt an, du fecker Wicht!“ rief jetzt der König lachend. „Du nimmst die Schüssel von meinem Tische und ergreifst meinen Goldpokal, als ob alles dein eigen wäre!“ Da schaute Roland dem König frischweg ins Gesicht und sagte: „Es ziemt sich für meine Mutter, daß sie so leckre Speise koste und so köstlichen Wein trinke, wie der König!“

„Hoho!“ rief der König, „ist deine Mutter eine so edle Dame, so sag, wer ihre Diener sind. Wer ist ihr Truchseß und wer ihr Mundschenk?“

„Ihr Truchseß,“ sagte das Knäblein unbefangen, „das ist meine rechte Hand; und ihr Mundschenk, das ist meine linke Hand.“

„Wer sind ihre Wächter?“ fragte der König.

„Das sind meine Augen,“ antwortete der Knabe.

„Und wer ist ihr Sänger?“ fragte der König.

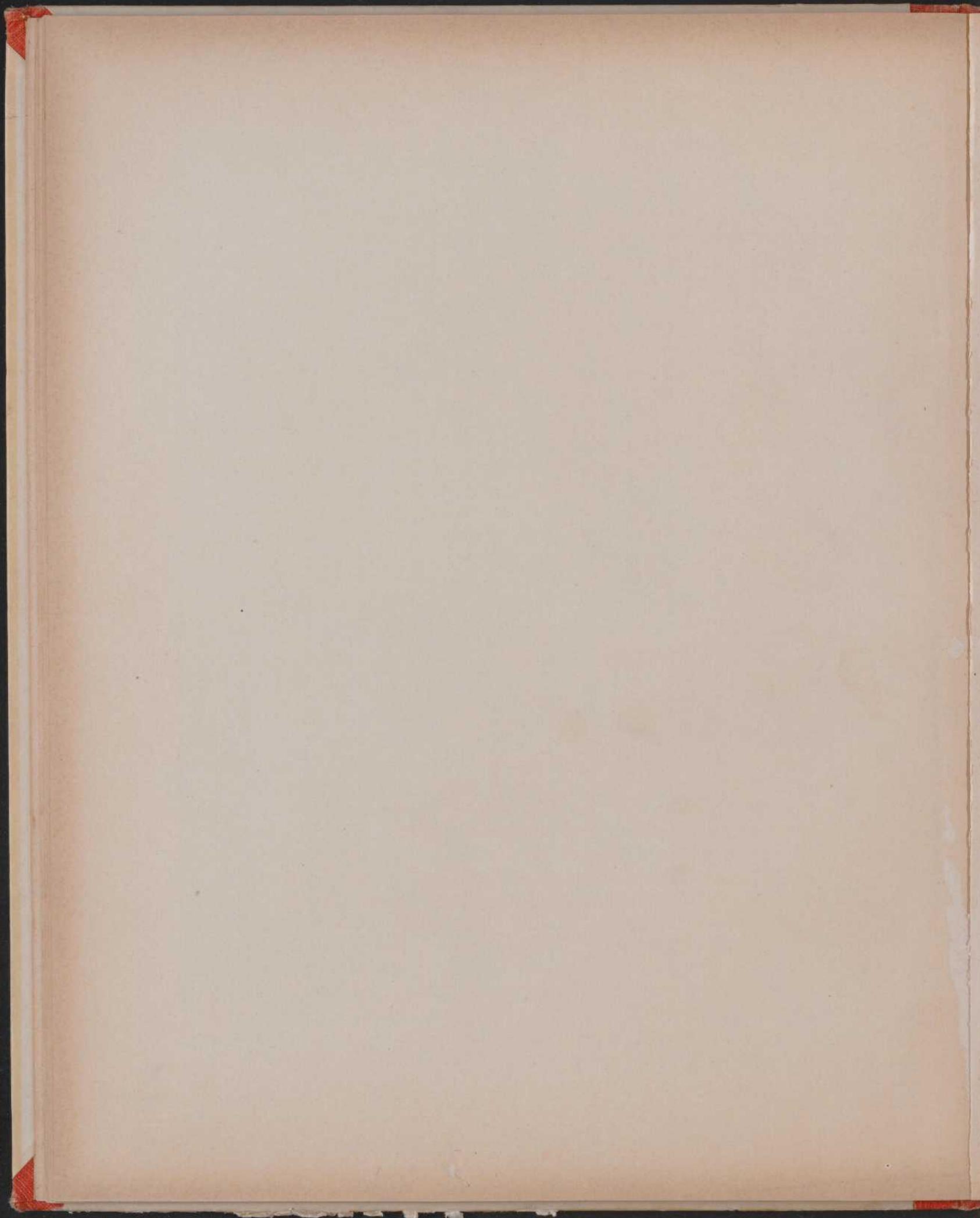
„Das ist mein Mund,“ gab Roland zur Antwort.

Das gefiel dem König und er sagte lachend: „Deine Mutter hat wackre Diener; aber sage mir, woher hast du denn deine Kleidung? Sie ist ja so vielfarbig wie der Regenbogen!“

Darüber wurde der Knabe rot; doch sagte er voll Offenheit: „Ich habe von jedem



Der Knabe Roland.



Viertel der Stadt acht Knaben im Ringkampfe bezwungen. Diese haben mir als Tribut vier Stücklein Tuch gebracht und daraus ließ ich mir ein Gewand fertigen."

Jetzt lachte der König, daß es laut ausschallte, und alle Ritter und Frauen im Saale lachten. Der König aber sprach: „Deine Mutter hat wahrlich den besten Diener, den es in der Welt giebt! Sie ist wohl die Bettelkönigin und darf als solche nicht fern sein, wenn der König ein Gastmahl hält.“ Und als er so gesprochen hatte, gab er Befehl, die Mutter des Knäbleins herbei zu holen. Roland trug den goldenen Becher des Königs voran und drei Ritter und drei Damen folgten ihm vor die Stadt hinaus in die Hütte seiner Mutter.

Neugierig harrte indes der König im Saale, wer da kommen werde. Als aber die Thüre aufging und seine Schwester im Trauergewande eintrat, den Bettelstab in der Hand, erwachte plötzlich der alte Grimm in ihm und er sah sie finster an. Als ihm die Schwester aber zu Füßen fiel und der kleine Roland mit seinen großen blauen Augen so feck und hell zu ihm aufschaute, sagte er: „Steh' auf, liebe Schwester! um deines wackern Sohnes willen soll dir verziehen sein.

Freudig umarmte jetzt die Schwester ihren königlichen Bruder und sagte: „Wohlan, geliebter Bruder, Roland wird dir einst vergelten, was du Gutes an mir thust!“

Und Roland vergalt es seinem Ohm, dem Könige auch treulich. Er stand ihm bei in mancher blutigen Schlacht und stritt und kämpfte mit dem Schwerte so tapfer, daß man ihn später nur den „rasenden Roland“ nannte, der heute noch als ein Held weit und breit gerühmt wird.



## Am Fischteich.

**B**ei der kleinen Mühle drunten im Thale war ein großer Fischteich und es war eine helle Pracht, die gold- und silberschuppigen Fische, große wie kleine, bei klarem Wasser im Teiche auf und nieder schwimmen zu sehen. Besonders lustig sah es aus, wenn so ein kleines, feckes Schuppenmännchen aus dem Wasser empor schnalzte, um ein vorüberfliegendes Mücklein zu haschen und wenn dann das Fischlein wieder ins Wasser zurückfiel, daß der klare Spiegel sich plötzlich kränkelte und in hunderfältigen Ringwellen auf und nieder schaukelte.

Des Müllers Töchterlein saß gar oft bei heiterem Sonnenschein am Teiche und sah diesem Spiele zu. Wollten sich aber die Fischlein nicht zeigen, und walzte und schnalzte keines, so rief sie ihnen und gab ihnen allerlei Namen. Die kleinen, die ihr lieb waren, nannte sie Grundelchen, Goldhähnchen und Seevögelchen; die großen aber, die sie fürchtete, schalt sie Meerwölfe und Drachenköpfe. Sie nahmen das aber dem goldhaarigen Kinde nicht übel, denn sie durften ja ungehindert mitspeisen, wenn es den kleinen Lieblingen Brot und sonstige Nahrung zuwarf. Zu solcher Stunde schwammen dann die Fische des Teiches in Scharen dem Ufer zu und schnappten mit lustigem Gezappel die Gaben auf, die das Mädchen

mit vollen Händen ins Wasser warf. Rahm aber so ein großer Fisch einem kleinen was von dem Munde weg, so lachte das Kind voll Munterkeit und rief: Goldhähnchen, Goldhähnchen, wie ungeschickt bist du, daß du dem Drachenkopf das fette Bröckelchen nicht abgenommen hast! Paß auf, hier hast du einen andern Bissen! Und wenn das Goldhähnchen den Bissen wirklich erhaschte, so klatschte das Kind fröhlich in die Hände und rief ihm zu: „Das hast du brav gemacht! Diesmal hast du dich wacker gehalten!“ Gab es aber ein Kampfgewimmel, so warf das Mädchen mit schneller Hand nach allen Seiten Futter aus, so daß die Schuppenmännlein nach allen Seiten hin ein spaßhaftes Wettrennen hielten, wobei sie nicht selten über einander weg burzelten, was dem Kinde manche vergnügte Stunde bereitete.

Eines Tages als der glänzende Sonnenschein wieder auf dem Teiche lag und mit der gelben Wasserrose spielte, gedachte das Kind auch wieder seiner Fische. Es versah sich reichlich mit Futter und ging an den Teich, um die Lieblinge zu füttern. Als es hinauskam, sah es, wie der kleine Kahn sich am Ufer leise schaukelte. Sonst war der Rachen immer an einen Pflock gebunden; heute nicht.



Das kleine Mädchen freute sich dessen und hüpfte mit gewandtem Fuße in das Schifflein, daß es schaukelte und unter freundlichem Wiegen langsam nach der Mitte des Teiches schwamm. Während dieser Fahrt umtanzten die Fische in munterster Weise den kleinen Rachen und haschten das Futter, welches das Mädchen mit reicher Hand scherzend über Bord warf. Dazu sang sie mit klingendem Stimmlin:

„Ihr Fischlein, so wohlgenut,  
Drunten im kühlen Teich;  
Hätt' ich doch Fischleins Blut,  
Schwämme so gern mit euch!“

Da klang eine wunderliche Stimme aus dem Grunde des Teiches herauf: „Willst du ein Fischlein sein, komm in die Arme mein!“ Und im selben Augenblick schwankte der Kahn so heftig, daß er umschlug, wobei das Kind hinausstürzte und ins Wasser fiel. Erschrocken flohen die Fische, welche dem Kahn bisher gefolgt waren, auseinander und sahen von ferne zu, was das kleine Mädchen nun wohl machen werde. Das aber zappelte heftig und wäre sicher ertrunken, wenn der Vater nicht herbeigesprungen wäre und es aus dem Teich gezogen hätte, ehe es Zeit hatte, unterzusinken.

Als die Großmutter hörte, was geschehen war und auch das Liedchen vernahm, das die Kleine gesungen hatte, sagte sie: „Das hat die Wasserfrau gethan, Kind! Weil du dir Fischleins Blut wünschtest, so wollte sie dich hinabziehen in die Tiefe; dort hätte sie dich in einen großen Fisch verwandelt. Merke dir, das Menschenkind ist das vornehmste Geschöpf auf Erden und sollte darum nicht begehren, etwas anderes zu sein. Das verdient Strafe.“



## Schön-Röcklein.



Schön-Röcklein hing im Schrank bei andern Kleidungsstücken und that sehr stolz und hoffärtig. „Sei still, du Schmutzleck, du garstiger!“ rief es aus, als das alte Röcklein neben ihm ein Gespräch mit ihm führen wollte. „Meinst du, ich wolle mit dir Kameradschaft machen? Dazu bin ich zu gut, denn ich bin nicht deinesgleichen, sondern aus besserem Stoff gemacht. Sieh her, wie meine Haare glänzen und wie fein sie gebürstet sind. Auch bin ich mit Seide gefüttert, und durch meine Knopflöcher schauen die schönsten Perlmutterknöpfe. Du aber, du siehst ganz rauhaarig aus und bist überall mit Schmutzflecken bedeckt; dein Futtertuch und deine Ellbogen sind durchlöchert, und deine Knöpfe sind zur Hälfte ausgebrochen. Geh weg! für so unsaubre Kameradschaft danke ich. Willst du unterhalten sein, so wende dich an jene schmutzige Weste, oder an jene alte Hose, die dort am Nagel hängen. Diese beiden sehen dir vollkommen ähnlich und sind eine geeignete Gesellschaft für dich.“ „Leider!“ seufzte Schön-Röcklein hochmütig, „leider, daß ich unter euch gemeiner Ware sein muß!“ Dann schwieg es und war froh, daß die Mutter nach einer Weile kam und den neuen Mantel des Vaters in den Schrank hing. Dieser war ihm die rechte Gesellschaft, denn er war

auch so stolz und aufgeblasen, wie Schön-Röcklein, und drückte das alte Röcklein und die alte Weste so gewaltthätig in die Ecke hinein, daß ihnen ganz übel wurde.

Nach einigen Tagen öffnete ein kleiner Knabe den Schrank und rief: „Schön-Röcklein, wo bist du? Zeige dich! Es ist heute der erste schöne Frühlingstag, komm, du sollst mit mir spazieren gehen!“

„Da bin ich!“ rief Schön-Röcklein munter und arbeitete sich mühsam unter dem Mantel hervor. Schön-Röcklein war nämlich aus feinem Halbtuch gemacht, und weil es im Schrank vom Winter her noch etwas kalt war, hatte der Mantel es aus Freundschaft unter seine warmen Flügel genommen. Der kleine Knabe hob nun das Röcklein heraus und zog es an; es paßte ihm ganz vortrefflich, und weil es alle lobten, die es sahen, wurde es noch eitler und schaute sich auf dem Spaziergange gar hochmütig nach allen Seiten um. Am andern Tage durfte Schön-Röcklein mit gehen auf die Hochzeit; dann aufs Maienfest; dann auf den Jahrmarkt, und so hatte es den ganzen Sommer Vergnügen über Vergnügen, so daß es gar nimmer in den Schrank kam und seine frühere Gesellschaft ganz vergessen hatte.

Der Sommer ging vorüber, und es kam der Herbst, der morgens und abends schon gar kühle Tage im Gefolge hatte. Da gab es denn für Schön-Röcklein immer weniger frohe Zeit; ja, es hing oft tagelang einsam und vergessen am Nagel im Schlafzimmer des kleinen Knaben. Endlich als der erste Schnee fiel und der Vater seinen neuen Mantel

begehrte, nahm die Mutter das Röcklein vom Nagel, und nachdem sie den Mantel aus dem Schranke genommen hatte, hing sie das Röcklein dafür hinein.

„Wer ist denn da gekommen?“ fragte die schmutzige Weste, die immer noch im Schranke hing, aber nichts sehen konnte, weil sie vom alten Röcklein bedeckt war. Gleichgiltig sagte das alte Röcklein: „Wer gekommen ist? Das Röcklein, weißt du, das im Frühjahr einige Tage bei uns im Kasten sich aufhielt, und das sich so hoffärtig zeigte, weil es damals noch neu war!“

„So!“ sagte die Weste, „ist es noch neu?“ „O nein!“ antwortete das Röcklein, „es sieht sehr abgetragen aus. Die Ellbogen sind durchlöchert und hinten fehlt ihm ein Knopf.“ „Ja,“ sprach jetzt die alte Hose, „so geht's! Das hat gethan, als ob es ewig schön bleibe, und nun sieht es noch schlimmer aus als wir. Seht nur recht hin, es ist ja ganz faden-scheinig und da vorn sitzt ihm ein Ölfleck, so groß, daß ihn keine Hand verdecken kann.“

„Ihr braucht mir das nicht anzurechnen!“ rief jetzt Schön-Röcklein ärgerlich. „Was kann ich dafür, daß der kleine Knabe mich so zugerichtet hat!“ „Boß tau-  
stück um das andere heraus nahm und den Schneider prüfen ließ, welches noch etwas taugte. „Das alte Röcklein, die beschmutzte Weste und diese Hose,“ sagte der Schneider, „die sind alle drei noch ganz brauchbar. Ich reinige sie mit der Fleckseife und wende sie; wenn der Tuchscherer der Rehrseite dann einen Strich giebt, sind sie wieder wie neu.“

„Und was ist's mit diesem Röcklein?“ fragte die Mutter, indem sie dem Schneider Schön-Röcklein vorzeigte. Der Meister zuckte die Achseln und sagte: „Das ist zu nichts mehr nütze; es ist Halbtuch und das taugt nie viel!“ Schweigend legte die Mutter Schön-Röcklein beiseite, und als am Abend ein armer Knabe ins Haus kam, schenkte sie es ihm.

Und weißt du, was Schön-Röcklein, das einst so hochmütig war, jetzt thut?  
Es trägt das Bettelsäcklein!



„Ist es noch neu?“ „O nein!“ antwortete das Röcklein, „es sieht sehr abgetragen aus. Die Ellbogen sind durchlöchert und hinten fehlt ihm ein Knopf.“ „Ja,“ sprach jetzt die alte Hose, „so geht's! Das hat gethan, als ob es ewig schön bleibe, und nun sieht es noch schlimmer aus als wir. Seht nur recht hin, es ist ja ganz faden-scheinig und da vorn sitzt ihm ein Ölfleck, so groß, daß ihn keine Hand verdecken kann.“

Schön-Röcklein erkannte nun seinen Fehler und be-  
nahm sich jetzt ganz verträg-  
lich gegen die andern Klei-  
dungsstücke im Schranke. Nicht lange jedoch, so wurde es noch empfindlicher gestraft für seinen Hochmut. Es ge-  
schah nämlich, daß die Mutter mit dem Schneider vor den Schrank trat, ein Kleidungs-



## Die Entchen am Teich.



An einem schönen Sommernachmittag sagte die große Glucke zu ihren kleinen Stiefkindern, den jungen Entchen: „Gluck—gluck—gluck, ihr Kinderlein, heute wollen wir einen Gang machen ins grüne Wiesenthal und uns das lange Gras und die bunten Blumen betrachten; ihr werdet sehen, was das eine Pracht ist! Aber das sag’ ich euch, artig müßt ihr sein, und hübsch bei einander bleiben müßt ihr, damit keins verirrt und daß keinem was Leids geschieht.“

Die Küchlein freuten sich darüber und sagten zu einander: „Wir haben doch eine gute, liebe Stiefmutter; sie kümmert sich um uns, wie wenn sie unsre rechte Mutter wäre, und macht uns Freude wo sie kann. Wir wollen ihr ja recht gehorchen.“ Nachmittags humpelten sie dann mit der Glucke hinab ins grüne Wiesenthal, und es machte ihnen viel Freude und großen Spaß, so zu trippeln und zu trappeln zwischen den hohen Grashalmen und den bunten Blumen. Und wo sie ein Würmchen am Boden kriechen sahen, da sprachen sie: „Hab acht, liebes Würmchen, wir wollen dafür sorgen, daß du nicht zertreten oder sonst gequält wirst und dich aufnehmen und wohl verwahren.“ Und wo sie ein Schnecklein am grünen Blattwerk auf- oder niedersteigen sahen, blieben sie ein wenig stehen und sagten zu ihm: „Hab acht, lieb Schnecklein, wir wollen dir behilflich sein, daß du schneller vorwärts kommst und nicht vom Blatt herabfällst und gar ein Beinchen brichst!“ Dann schnabulierten sie das Würmlein und das Schnecklein, und ein Küchlein war so froh wie das andre, und alle sprachen zusammen: „Wie reichlich ist doch im Wiesenthal der Tisch für uns gedeckt! Hab Dank, liebe Stiefmutter, gute Glucke, daß du uns hergeführt hast, und — profit Mahlzeit!“

Lange waren die Küchlein unter den Augen der wachsamten Glucke so umherspaziert, da kamen sie zu hohem, hohem Schilfgras und zu langem Binsengewächs: „Gluck—gluck!“ rief die Stiefmutter, „haltet an, Kinderchen, da hinein dürft ihr nicht gehen, denn da drinnen könnte der Fuchs auf der Lauer liegen.“ „Der Fuchs!“ riefen die Küchlein neugierig, „wer ist denn das, der Fuchs?“ „Das ist ein Dieb und ein Mörder,“ sagte die Glucke, „und wenn er euch erwischt, so wird er euch erwürgen und fressen, wie er eure Mutter, die schöne Spiegelente, getötet und gefressen hat.“ „Was?“ riefen die Entchen, „die schöne Spiegelente war unsre Mutter, und der Fuchs hat sie gefressen? Jetzt wissen wir’s doch einmal! Der böse, böse Fuchs! Wir möchten ihn doch sehen!“ Und als sie dies gesagt hatten, liefen sie so eilig, als sie nur konnten, tief hinein in den hohen Schilf. Die Glucke aber war sehr ungehalten über diesen Ungehorsam der Küchlein und lief zornig glucksend im Schilfgras hin und her.

Indessen langten die Entchen am Teich an, der hinter dem Schilf sich ausbreitete. Dort, auf dem Felsblock, der wie eine kleine Insel aus dem Wasser hervorragte, saß der Teichfrosch und wärmte sich am Sonnenstrahl. Als er so plötzlich Gesellschaft kommen sah, wurde er unruhig und blickte verwundert auf. Dann sagte er halb laut, halb leise: „Koax, koax, das sind Entchen! Schade, daß sie schon so groß sind; wären sie kleiner, wollte ich

sie fressen!“ Das hörten die Entchen und meinten, es wäre der Fuchs, daher riefen sie: „Was willst du? fressen willst du uns, wie du unsre Mutter, die schöne Spiegelente gefressen hast, nicht wahr! Du böser Fuchs du!“

„Brefefe! koax—tu!“ rief der Teichfrosch jetzt laut und kräftig, daß die Entchen schier erschrafen: „Was lügt ihr da? Ich soll eure Mutter gefressen haben! Wer hat euch lügen gelehrt? Koax tu!“ So laut aber auch der Teichfrosch koaxte, die Entchen fürchteten sich nicht im geringsten mehr, sondern hoben jetzt ein großes Gespött an und schriegen:

„Schire — schare — schauer!  
Der Fuchs steht auf der Lauer;  
Er lauert in dem Schilf herum,  
Schaut sich nach einer Mahlzeit um  
Und denkt: ein Entchen nähm' ich!  
Ach, wenn nur eins bekäm ich!  
Schire — schare — schumm,  
Das Füchselein ist nicht dumm!“

Eben als die Entchen am ärgsten lärmten und schriegen und eines sogar zum Stein hinüberschwimmen wollte, um den vermeintlichen Mörder der Mutter zu packen und



zu beißen, kam die Glucke herbei und rief: „Was macht ihr da, Kinder! Das ist nicht der Fuchs, das ist der Froschkönig, mit dem müßt ihr im Frieden leben, wenn ihr auf dem Teich schwimmen wollt. Setzt aber seid gehorsam und geht mit mir nach Haus.“

Die Entchen aber waren der Stiefmutter nicht gehorsam, sie gingen nicht nach Hause, sondern sprangen zumal in den Teich hinein und schwammen lustig um-

her und lachten überlaut, weil sie den dicken Froschkönig für den Fuchs gehalten hatten. Erst als der Frosch vom Stein herab ins Wasser sprang, daß es hoch ausspritzte, erschrafen sie so sehr, daß sie den Teich eiligst verließen und mit der Glucke heimwärts kehrten. Zu Hause hielt ihnen diese eine tüchtige Strafpredigt wegen ihrer Unfolgsamkeit. „Kommt das wieder vor,“ sagte sie, „so bin ich nimmer eure Stiefglucke, mögt ihr dann irre gehen, oder mag euch ein Leid geschehen, ist mir gleichviel. So, jetzt wißt ihr's, und nun gute Nacht!“

Als die Entchen im Stalle saßen, plauderten sie noch lange mit einander über den Fuchs und den Froschkönig, und wie herrlich es sei, auf dem Wasser zu schwimmen. „Gleich morgen gehen wir wieder an den Teich, mag die Glucke uns zürnen oder nicht; wir sind ja groß genug und brauchen keine Führerin mehr,“ sprach ein naseweises Entchen! „Ja wohl!“ riefen alle, „wir sind groß genug und brauchen keine Führerin mehr; morgen gehen wir ohne sie auf den Teich!“

Und wie sie sagten, so thaten sie. Kaum war der hölzerne Riegel am Thürchen des Entenstälchens zurückgeschoben worden, schlüpfen die Küchlein schon heraus und liefen fort

ohne sich nach der Glucke auch nur umzusehen. Wieder sammelten sie die Würmlein am Wege und die Schnecklein am grünen Blätterwerk, dann schlüpfen sie durchs hohe Schilfgras, begaben sich an den Teich, schwammen und ruderten lustig hin und her und sahen sich überall nach dem Froschkönig um. Der aber schlummerte noch tief im Grunde des Wassers, erst als die Sonne schon hoch stand, erwachte er. Alsbald hörte er das Plätschern der kleinen Schwimmer und wie sie zu einander sagten: „Wo mag doch heute der Froschkönig sein; wir möchten ihn wieder necken und verspotten.“

„Roax!“ rief es plötzlich hinter den Entchen vom Stein her, und als sie sich umschauten, saß der Frosch wieder da und sonnte sich. Dazu machte er den Entchen ein so freundliches Gesicht, als ob er gar nicht gehört hätte, was sie eben mit einander gesprochen hatten. Das machte die Entchen ganz zutraulich, daß sie mit ihm zu schwätzen anfangen. „Hör' einmal, du!“ sagte das naseweise Entchen, „hast du auch ein Ställchen, wie wir, und wo ist es?“ Der Froschkönig lachte so laut er konnte und sagte: „Ein Ställchen ginge mir noch ab, sonst nichts! Nein, ich bin ein freier Mann, heute hier, morgen dort! Heute wohne ich im Wasser, morgen auf dem Land, wie mir's gefällt. Eben bin ich im Begriff, eine Landreise anzutreten; wenn ihr mich begleiten wollt, seid ihr höflich eingeladen.“

„Wohin willst du denn?“ fragten die Entchen. „Nicht gar weit von hier wohnt ein Vetter von mir, den will ich besuchen,“ entgegnete der Frosch. „Kommt nur mit, er wird sich freuen, euch kennen zu lernen.“

„Ja,“ sagte das verständigste unter den Entchen, „wer weiß, wohin du uns führst! Auch dürfen wir uns nicht allzuweit von Hause entfernen, sonst bekommen wir Bank von unserer Stiefmutter.“ „Ah!“ lachte der Frosch ganz entsetzlich, daß er fast platzte: „Bank bekommt ihr! Da haben wir's! Und gar von einer Stiefmutter!“ Da schämten sich die Entchen und sprachen: „Damit du siehst, daß wir uns aus dem Bank der Stiefmutter nicht viel machen, so wollen wir mit dir gehen; schwimm nur voraus und weis' uns den Weg.“

Diese Erklärung machte den Frosch so vergnügt, daß er vor lauter Lust hoch empor und über die Entchen hinweg ins Wasser hüpfte. Dann aber ruderte er ihnen mit langgestreckten Hinterbeinen so schnell voraus, daß sie ihm kaum nachkommen konnten. Unten am Teich, da wo das große Buschwerk stand, hinter welchem gleich der Wald anfang, machte er Halt, setzte sich auf das große Blatt einer Wasserrose und sagte zu den Entchen: „Hier wollen wir ein wenig ausruhen und uns für die Landreise stärken.“

Die Entchen waren damit einverstanden und hielten ein reichliches Mittagsmahl. Als dies vorüber war, sprach der Frosch: „Der besseren Verdauung halber solltet ihr jetzt ein Liedchen singen, bei dem es was zu lachen gäbe, etwa das schöne Liedchen vom Fuchs, das ihr gestern sanget. Wie hieß es nur gleich?“ „Schire — schare — schauer!“ rief das Naseweise. „D ja!“ sprach der Frosch, „singt es; ihr werdet hören, wie schön es wiederhallt vom Busche her.“ Und die Entchen sangen das Liedchen bis zum Schluß: „Schire — schare — schumm, das Füchlein ist nicht dumm!“

Während sie so sangen, regte und bewegte es sich leise im Busche und zwei feurige Augen sahen durch die Zweige des Busches nach den Entchen hin. Der Frosch bemerkte das

mit Vergnügen und sprach zu den Entchen als sie fertig waren: „So ist's recht, bravo! Jetzt aber wollen wir die Landreise antreten. Geht nur voraus, mitten durch den Busch hindurch, ich werde gleich nachkommen.“

Die Entchen thaten also. Kaum aber hatten sie den Busch betreten, fiel der Fuchs über sie her, würgte sie tot und brachte sie in seine Höhle. Und das geschah so blitzschnell, daß keins entfliehen konnte.

Der falsche Frosch aber, der vom Teich aus das Angstgeschrei der Entchen hörte, lachte und sagte: „Es geschieht euch ganz recht, und zwar deshalb, weil ihr eurer guten Stiefmutter entlaufen seid und mich verspottet habt!“



## Das Glöcklein auf dem Turme.



In Dorfe steht das Kirchlein mit dem schlanken, spitzen Kirchturme. Hoch oben auf dem Turme aber hängt das Glöcklein und schaut zu den Guckläden überall hin in die Gegend hinaus.

Einmal nun hatte das Büblein lange am Turme hinaufgesehen und durch die offenen Guckläden das Glöcklein von allen Seiten betrachtet. Dann aber lief es eilig nach Hause und sagte zur Mutter: „Was thut denn das Glöcklein immerfort auf dem Kirchturm droben? Sag doch Mutter? Nach wem schaut's denn? und warum ruft es so oft: bim — bam; kling — klang; bumm — bumm?“

Die Mutter aber sprach: „Ja freilich, das ist eine eigene Geschichte mit dem Glöcklein, und ich will sie dir wohl erzählen, wenn du genau aufmerkst, mein Kind!“ Da setzte sich das Kind mäuschenstill an die Seite der Mutter, während diese folgendes erzählte: „Das Glöcklein hängt keineswegs müßig auf dem Turme; Tag und Nacht hat es seine Beschäftigung. Morgens früh, wenn der Hahn gekräht hat, muß es die Leute vom Schlafe erwecken, damit sie an das Morgengebet ermahnt werden und die Arbeit nicht versäumen. Darum ruft es mit freundlicher Stimme ins Dorf hinein: „Kling — klang! anbeten gehen; dann die Arbeit froh versehen! kling — klang!“

Und wer dem Glöcklein freudig gehorcht, dem wird den Tag über jede Arbeit Gottes Segen geleitet ihn und er ist froh gelaunt bei all seinem Thun. Kaum weiß er, wie die Zeit dahineilt, und ehe er noch daran denkt, ist schon die Mittagsstunde da. Laut ruft jetzt das Glöcklein wieder: „Kling — klang! Geh zu Tisch; mit Brot und Fisch, thut der Herr die Seinen speisen; wollt ihn preisen! kling — klang!“

Und kommt der Abend, so schaut das Glöcklein allum, und schaut, ob noch ein Arbeiter in Feld und Wald sei, ob spielende Kinder noch am Rain oder auf der Gasse sich

herum treiben. Und weil es alle Tage solche sieht, so ruft es um die Zeit der Dämmerung ihnen zu: „Kling — klang! Geht nach Haus, zieht die Schühlein aus! Dankt Gott dem Herrn für Tag und Nacht und schlafet, bis zur Morgenwacht! Kling — klang!“

Zwischen hinein hat aber das Glöcklein noch vielerlei anderes zu thun. Fortwährend schaut es ins Dorf hinab und in die Gegend hinaus und paßt wacker auf, ob nichts vorgehe, was von Bedeutung sei. Bemerket es dann etwas, so giebt es den Leuten sogleich ein verständliches Zeichen, daß alle, die auf das Glöcklein von Jugend auf geachtet haben, die Sprache, die es redet, recht gut verstehen. Sieht das Glöcklein z. B. den Pfarrer morgens in die Kirche gehen, so ruft es die Leute zusammen und ladet sie zur Andacht ein ins Gotteshaus.

Sieht es ein Taufkind im Wickelfissen daher tragen, so klingt es wieder ganz freundlich, daß jedermann ihm anhört, wie es erfreut ist, weil ein Christenkind geboren wurde. Kommt ein Zug schwarzgekleideter Menschen daher, die einen Sarg in ihrer Mitte tragen und einen Toten zur letzten Ruhestätte begleiten, so klingt es abermals, aber so wehmütig, Eilt zusammen und löscht die Flammen! Bumm!“ Und es ruht nicht eher, bis Leute genug da sind, das Feuer zu löschen.“



Das liebe Glöcklein. Dann aber hat es auch noch ein anderes Geschäft. Zur Nachtzeit lauert es beständig vom Turme herab, ob das böse Feuer kein Unglück anstelle, so lange die Menschen im Schlafe liegen. Und wenn es gewahr wird, wie die Flamme irgendwo in einem Hause um sich greift oder gar zum Dache heraus züngelt, so ruft es ganz kläglich: „Bim — bam! Hurtig wach, Feuer im Dach!

So erzählte die Mutter dem Büblein vom Glöckchen auf dem Turme, und endlich sprach sie: „Nun, mein Kind! weißt du, was das Glöckchen auf dem Turme thut, nach wem es ausschaut, und warum es immer ruft: „Kling — klang! bim — bam — bumm!“ Allein es hat noch vielerlei anderes zu thun, als ich dir jetzt sagen kann. Merke du selber gut fleißig auf das Glöcklein, so wirst du seine Sprache bald verstehen. Besleiße dich seinem Rufe zu folgen, wenn es zum Gebet mahnt und zur Kirche läutet; wenn du ein braver Mann werden, und wenn sie dich nach Gottes Willen einmal im Wickelfissen hinaustragen auf den Friedhof, so wird auch das Glöcklein um dich klagen; dann ruft es alle, die es hören, den lieben Gott bitten, daß er dich in seinen Himmel aufnehme.“



## Die Wasserjungfer.



Am Bache, im grünen Weidengebüsch, hatte eine Wasserjungfrau ihren Sommeraufenthalt genommen. Vergnügt wiegte sie sich auf den schlanken Zweigen. Dabei ließ sie ihr farbiges Kleid im Sonnenschein schillern, damit die Vorübergehenden sie bewundern sollten, denn sie war sehr eitel, was manche kleine Jungfer, die nicht im Weidengebüsch am Ufer des Flusses wohnt, auch ist.

Die Wasserjungfer aß gerade nicht sehr viel, sie hatte ja einen sehr schwächtigen Leib, aber manchmal bedurfte sie doch der Nahrung. In diesem Fall wurde bei ihr aber nicht lang gekocht und gebraten, sondern sie haschte die nächste beste Fliege, die ihr gelegen kam. Dies machte ihr einmal eine Uferfliege zum Vorwurf. „Hör' sie, Jungfer!“ sagte sie zu ihr, „wenn sie nur ein wenig Art und Manier im Leibe hätte, so würde sie sich schämen, rohes Fliegenfleisch zu essen und würde ihre Speisekammer mit besserer Kost füllen. Milch, Butter und Honig, das wäre so was, das für ein feines Jungferchen, wie sie eines sein will, sich schicken würde. Jedenfalls haben wir Fliegen so gut das Recht wie sie, im Sonnenschein umher zu flattern; versteht sie mich?“

Aber solche Rede machte die Wasserjungfrau große Kugelaugen und sagte trotzig: „Schweig' still, kleiner Mückentnirps! Wärs't du so groß gewachsen, wie ich es bin, so würde ich den Versuch nicht machen, dich zu verspeisen.“ Und husch! packte sie die Uferfliege mit ihren Fresszangen.

In gleichem Augenblicke aber spürte sie einen heftigen Stoß, und wie sie sich recht umsah, bemerkte sie, daß sie zwischen dem Schnabel eines Vogels auf Tod und Leben gefangen saß. „Ach, Herr Vogel!“ rief sie, „schone doch mein junges Leben.“ „Schweig, du kleiner Knirps! Wärs't du größer als ich, so würde ich dich nicht verspeisen.“ Und mit diesen Worten verschlang der Vogel die Wassernymphe. Die Uferfliege aber entkam glücklich. Ob sie nachher von einer andern Wasserjungfer verspeist worden ist, weiß ich nicht. Aber das will ich noch sagen: niemand sollte auf seine Leibesgröße pochen, denn es giebt immer wieder einen Größeren und Stärkeren, der ihn bezwingen kann.



## Bestrafter Vorwitz.



runten im schlammigen Teichlein hielten die Frösche ihren Winterschlaf und waren zugedeckt mit einer dicken Eisdecke. Da geschah es, daß die Decke an der Sonne schmolz, und einer der goldenen Sonnenstrahlen fiel in das Wasser hinab und machte einem schlafenden Fröschelein so heiß, daß es davon erwachte. „Ei, wie warm!“ rief das Fröschelein verwundert aus, „sollte es gar schon Sommer sein, und hätten wir da unten den Frühling verschlafen! Ich muß doch nach oben gehen und nachsehen!“

Und ganz leise, damit die alten Frösche es nicht hören sollten, machte es sich auf die Beine und ruderte ans Ufer hinauf. Als es oben ankam, sah es, daß weit und breit kein Schnee mehr lag und daß das grüne Gras überall hervorsproßte. Und weil die Sonne gar so warm vom Himmel hernieder strahlte, meinte das Fröschelein, es müsse mindestens Mai sein, darum dachte es nimmer daran, wieder in den Teich zurückzugehen, sondern es hüpfte fort durchs grüne Gras und quakte vor Freude, so laut es konnte.



Nacht ans Ufer zurück und o wehe! als es in den Teich hinabhüpfte, stieß es das Köpfchen so gewaltig an, daß es ohnmächtig da lag, denn der Teich war nicht offen, sondern fest zugefroren. Wohl erwachte es nach einiger Zeit wieder aus seiner Ohnmacht und kroch dann auf dem Eise umher, einen Eingang in den Teich zu suchen, aber es fand keinen. So ist's erfroren und am andern Morgen lag es tot auf der Eisdecke.

Merke! Geh' ohne Erlaubnis der Eltern ja niemals zu weit vom Hause weg, denn wenn du spät abends heim kämest, so könnte die Thüre geschlossen sein, und müßtest du auch draußen nicht erfrieren, wie das Fröschelein, so könnte dir doch sonst ein Unglück zustoßen.



Es war aber noch lange nicht Mai, sondern erst im Monat Februar. Als daher die Sonne frühzeitig unterging, da war es mit der Frühlingswärme plötzlich vorüber; dem Fröschelein drang die Kälte recht grimmig durch die dünnen Höschen, so daß ihm alle Lust verging, weiter zu wandern, vielmehr schickte es sich schleunigst zur Heimkehr in den Teich an. Da es aber weit weggelaufen war, kam es erst sehr spät in der

## Dom Bärlein Brumm.



Die Eltern von Franz und Malchen waren gestorben. Der Totengräber hatte sie noch nicht recht zur ewigen Ruhe gebettet, kamen schon fremde Leute ins Haus und sagten zu den beiden Kindern: „Eure Eltern sind tot und ihr könnt jetzt hingehen, wohin ihr wollt; dieses Haus gehört unser, und ihr habt hier nichts mehr zu schaffen!“

Waren die Kinder schon wegen des plötzlichen Todes der Eltern sehr traurig, so wurden sie es noch mehr, als sie sich auf so rauhe Art aus dem Hause gewiesen sahen. Doch sträubten sie sich nicht, sondern packten ihre wenigen Kleidungsstücke zusammen, holten ihre paar Spielsachen herbei und legten alles sorgfältig auf das kleine Kinderwägelchen, das der Vater ihnen selber noch angefertigt hatte. Dann zogen sie thränenden Auges die Straße dahin, die an dem Hause, in dem sie gewohnt hatten, vorüberführte.

Es war ein sehr warmer Tag, an dem die Kinder so allein und heimatlos des Weges zogen. Da ihnen aber der liebliche Frühling von allen Seiten entgegen lachte und sie mit seinen bunten Blumen und duftenden Blüten umgab, wurden auch sie wieder fröhlichen Herzens und vergaßen nach und nach ihr Leid. Erst als der Abend herannahte, kehrte die alte Traurigkeit bei ihnen wieder ein, zumal sie jetzt auch Hunger empfanden; und als sie endlich gar wahrnahmen, wie sie vom rechten Wege abgekommen und in einen dichten Wald geraten waren, empfanden sie erst recht, wie einsam und verlassen sie dastanden zwischen all den riesenhaften Bäumen, durch welche weder ein schmaler Weg, noch viel weniger eine breite Straße führte.

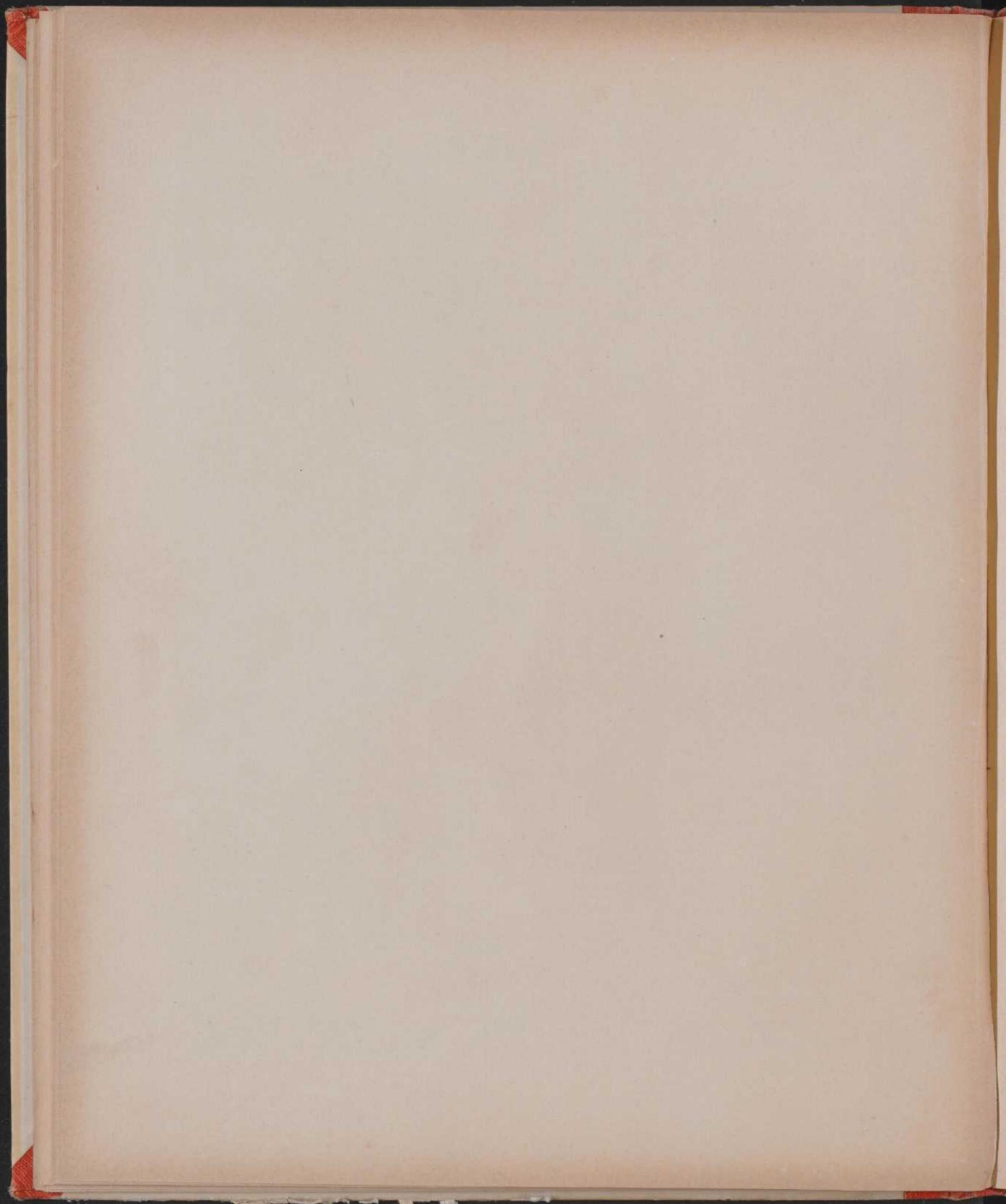
In dieser trostlosen Verlassenheit setzten die Kinder sich in das Moos, das sich um einen alten, dicken Baumstamm ausbreitete. Malchen war am traurigsten, denn sie hatte noch gar nie einen Wald gesehen, und die Totenstille, die hier herrschte, brachte große Furcht über sie, daß sie bitterlich zu weinen anfing. „Sei doch still, liebes Schwesterchen!“ tröstete Franz. „Weißt du, die Mutter hat ja oft gesagt, daß uns nichts Böses geschehen könne, wenn wir brav seien, weil die Engel Gottes uns dann in jeder Gefahr beistehen und uns schützen.“

„Ja,“ schluchzte Malchen, „das hat die Mutter wohl gesagt, aber sie wußte nicht, daß wir einmal im Walde würden übernachten müssen, wo es nichts giebt, als Wölfe und Bären, vor denen uns die Engel nicht schützen können, denn das sind ja gar häßliche, wilde Tiere.“

„Ei,“ sagte Franz, „die Löwen sind auch böse, reißende Tiere; aber weißt du, Malchen, in der schönen Geschichte, die uns die Mutter oft erzählte, kommt auch vor, daß sie dem unschuldigen Daniel, den der böse König in die Löwengrube werfen ließ, nichts zu leide gethan haben.“ „Warum thaten sie dem Knaben nichts?“ fragte Malchen. „Weil



Vom Wärlin Brumm.



er fromm war und brav," antwortete Franz. „So wollen wir auch recht brav und fromm sein," sagte Malchen jetzt beruhigt, „dann geschieht uns hier im Walde wohl auch nichts Böses."

Und die Kinder knieeten jetzt nieder ins Moos, falteten die Händchen und beteten recht innig zu Gott, er möge sich ihrer annehmen und ihnen einen Engel senden, der bei ihnen bleibe und sie schütze und bewahre. Als sie gebetet hatten, schliefen sie sanft ein. Der liebe Gott aber schickte ihnen alsbald einen fröhlichen Traum. Auch war wohl zu sehen, daß ein Engel bei ihnen war und mit ihnen redete, denn Franz und Malchen machten ganz heitere Gesichtchen und lächelten oft recht vergnügt.

Als sie so da lagen und schliefen, rauschte es plötzlich hinter dem dicken Baumstamm und eine Stimme rief: „Franz! Malchen!" Die Kinder rieben sich schlaftrunken die Augen aus, als sie ihre Namen rufen hörten und richteten sich empor, denn sie meinten nicht anders, als Vater und Mutter hätten gerufen und sie lägen zu Hause im warmen Bettchen, und es sei jetzt an der Zeit, aufzustehen. Als sie aber die Augen aufschlugen, sahen sie bald, daß sie nicht zu Hause waren, denn ein wunderbarer Glanz umgab sie und die Bäume umher glitzerten so herrlich, als ob sie von lauter Kristall wären. Vor ihnen aber stand eine seltsame Gestalt, die sprach freundlich: „Fürchtet euch nicht vor mir, Kinder, denn ich habe euch gerne und bin euer Freund. Ich bin das Bärlein Brumm und weiß, daß euch Vater und Mutter gestorben sind. Da seid ihr zu mir in den Wald gekommen und das ist brav von euch. Ich werde euch nicht von hier fortjagen, wie die bösen Leute, welche euch aus dem Hause trieben; nein, ihr sollt bei mir wohnen und es gut haben."

Die Kinder staunten nicht wenig, als das Bärlein so zu ihnen sprach. Sie wußten auch nicht, wie es kam, daß sie gar keine Furcht vor ihm hatten, denn Franz sagte gleich: „Wenn du uns gern hast, Bärlein Brumm, so sag uns, was wir jetzt anfangen sollen, da wir keinen Vater und keine Mutter mehr haben." „Was ihr anfangen sollt?" fragte das Bärlein Brumm voll Freundlichkeit, „da setzt euch auf meinen Rücken und ich trage euch in meinen Garten, wo es so überaus schön ist, daß ihr gar nichts mehr zu wünschen haben werdet."

Und die Kinder setzten sich auf den Rücken des Bärleins, das nun munter forttrabte durch den Wald, bis es in seinen Garten kam. Ach, wie schön war es da. Das Bärlein Brumm hatte die Wahrheit gesprochen, es war so überaus schön in seinem Garten, wie die beiden Kinder noch nichts gesehen hatten. Rosen, Lilien, Tulpen und tausenderlei andere Blumen blühten da in ungewöhnlich schöner Farbenpracht. Was aber den Kindern noch weit mehr gefiel, als die Blumen, das waren die Bäume, die voll der herrlichsten Früchte hingen. Obgleich es draußen vor Bärlein Brumms Garten erst Frühling war, gab es hier doch schon die schönsten, reifen Äpfel, Birnen und Nüsse. Malchen erzählte nachher sogar von einem Baum, der die schmackhaftesten Brezeln getragen habe, so frisch, als ob der Bäcker sie eben aus dem Ofen genommen und auf den Baum gehangen hätte. Dieser Brezelbaum soll zwar sehr hoch gewesen sein, da aber Franz klettern konnte wie ein Eichhörnchen, durfte Malchen nur wünschen und er holte ihr gleich ein Duzend Brezeln auf einmal vom Baume.

Als Wohnung hatte das Bärlein den Kindern eine schöne und große Laube angewiesen, in der zwei weiche Moosbettchen standen. An den Ästen der Laube hingen die

schönsten Kleider und die prächtigsten Spielwaren für den Gebrauch der Kinder, so daß es ihnen also an gar nichts mangelte. Dennoch wurde ihnen die Zeit nach und nach lang, weil sie immer so allein waren und gar keine Arbeit verrichten durften. Das immerwährende Spielen entleidete ihnen ganz und gar, so daß Franz eines Tages sagte: „Wenn nur auch jemand da wäre, der mich im Lesen und Schreiben unterrichten würde, wie es der Vater gethan hat.“ „Ja,“ sagte Malchen, „und ich möchte nähen und stricken können, wie die Mutter es konnte.“

Kaum hatten die Kinder diesen Wunsch ausgesprochen, als das Bärlein Brumm in die Laube trat, mit den Worten: „Ich habe euern Wunsch vernommen, Kinder, und weil ihr brav seid, so soll er erfüllet werden. Da aber in meinem Garten niemand ist, der lesen und schreiben kann, so müßt ihr fort von hier.“ Jetzt sahen die Kinder plötzlich, daß sie nimmer in Bärlein Brumms Garten waren, sondern wieder wie vorher einsam und verlassen im Waldmoos neben dem dicken Baumstamm saßen. Zugleich gewahrten sie auch, daß sie wieder ihre alten Kleidchen am Leibe trugen und von all den vielen und schönen Spielwaren nichts mehr besaßen, als was sie von Hause im kleinen Kinderwägelchen mitgenommen hatten. Darüber wurden sie nun sehr betrübt, daß sie zu weinen anfangen.

„Was fehlt euch, Kinderchen?“ fragte plötzlich eine freundliche Stimme. Und als Franzchen und Malchen empor schauten, stand ein schöner Mann im grünen Jagdkleide vor ihnen. „Was ist euch?“ sprach er nochmal sehr liebevoll, „und woher kommt ihr?“ Da erzählte Franz dem Herrn, wie ihre Eltern gestorben seien und wie sie von fremden Leuten aus dem Hause getrieben worden seien. Vor langer Zeit seien sie dann in diesen fremden Wald gekommen und unter diesem dicken Baume eingeschlafen; da sei das Bärlein Brumm erschienen und habe sie in seinen schönen Garten geführt. Über all dies verwunderte sich der schöne Jäger sehr; besonders lustig aber kam ihm die Geschichte vom Bärlein Brumm vor, denn er hatte von einem solchen noch nie gehört. Die Kinder mußten ihm daher ausführlich erzählen, was sie von ihm wußten.

Als sie aber damit zu Ende waren, lachte der Herr ganz fröhlich und sagte: „Ihr habt geträumt, Kinderlein! Kommt jetzt nur mit mir, denn trotz des Brezelbaumes werdet ihr hungrig sein.“ Da spürten die Kinder wirklich, daß sie sehr Hunger hatten und gingen daher gerne mit dem fremden Herrn, der sie in ein prächtiges Schloß führte, denn er war ein reicher Graf. Und weil er keine Kinder hatte, durften Franz und Malchen bei ihm im Schlosse bleiben und das Lesen und Schreiben, das Nähen und Stricken und noch vieles andere lernen. So gefiel es ihnen jetzt sehr gut, darum waren sie auch sehr fleißig und brav, und wurden nach und nach groß und verständig, so daß jedermann sie gern hatte.

Zeit lebens aber dachten sie doch an das Bärlein Brumm und sagten oft: „Dem haben wir unser Glück zu danken, denn es hat uns zuerst vor Not und Elend bewahrt.“



## Die Tautröpfchen.



Malwinchen bekam vom Vater ein blühendes Rosenstöckchen in einem schön verzierten Blumentöpfchen. Der Vater sagte: „Es ist ein wertvolles Frühroschen und es wäre schade, wenn es verwelken würde, pflege es daher gut.“

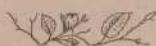
Malwinchen stellte das Blumentöpfchen vors Fenster, hatte aber wenig acht darauf, denn sie hatte einen eiteln, hoffärtigen Sinn und putzte sich lieber vor dem Spiegel, als daß sie Zeit verwenden mochte auf die Pflege eines Blümchens. Da die Tage aber schon sehr warm waren, wäre das Frühroschen wohl verwelkt, wenn die Tautröpfchen der Nacht seine Not nicht bemerkt hätten und nicht zu ihm gekommen wären, um es zu erquickten und zu stärken. Daher kam es, daß das Röschen am Morgen immer wieder frisch dastand und der freundlichen Sonne ins Angesicht lächelte.

Eines Morgens kam der Vater auf Malwinchens Zimmer. „Was macht dein Rosenstöckchen?“ fragte er sogleich. „Es blüht und gedeiht herrlich,“ antwortete Malwinchen unbefangen; „sieh nur selbst, wie freundlich es draußen vor dem Fenster steht und das kleine Blumenbrettchen ziert.“ Und Malwinchen trat mit dem Vater ans Fenster und öffnete es.



Der Vater betastete die „Meinst du, Vater, es hätte sein blühendes Aussehen und seine Frische bewahrt, wenn ich es nicht täglich begossen hätte! Die winzigen Tautröpfchen da, die in der Nacht auf das Röschen niederfallen, hätten ihm das Leben wahrlich nicht so lange gefristet.“

Als die Tautröpfchen, die mit Liebe am Blümchen hingen, diese verleumderische Lüge hörten, grämten sie sich so sehr, daß sie zitternd in den Kelch des Rösleins schlüpfen und dort vor Gram und Scham zerflossen. Von da an kamen sie auch nie wieder, denn sie wollten dem lügenhaften Kinde keinen Vorschub leisten, so sehr ihnen des Blümleins Not zu Herzen ging. Das Blümlein aber lag am kommenden Morgen schon welk im Blumentöpfchen und als der Vater nach einigen Tagen wieder darnach sehen wollte, war es nirgends mehr zu finden. Er fragte nicht, wohin es gekommen sei, denn er konnte sich's ja denken, aber er machte seinem Töchterlein auch nie wieder ein Geschenk mit Blumen.



## Vom Gockel- und vom Gickelhahn.



in Gockel- und ein Gickelhahn saßen beisammen auf dem Zaune neben dem Bauernhof. „Komm,“ sagte der Gickel zum Gockel, „komm, laß uns eins singen!“ Dann sangen sie aus voller Kehle: „Kikeriki — kikeriki!“ Bald sang einer allein, bald sangen sie zu zweien; am lautesten sang der Gockelhahn, denn er bildete sich auf seine Sangeskunst sehr viel ein, darum schrie er auch, daß der Kamm ihm feuerrot anschwell.

Als sie es einige Zeit so getrieben hatten, sagte der Gockel plötzlich: „Hör’ du, Gickel! ’s ist jammerschad, daß wir kein anderes Publikum haben, als die dummen Hühner, die wackeligen Enten und die blöden Gänse. Das sind lauter Kreaturen, die unsere Kunst gar nicht zu schätzen wissen, daher kommt es auch, daß sie uns so häufig mit ihrem Gack- und Gigackgeschrei unterbrechen. Wie meinst du? Sollten wir nicht wegziehen von hier, hinaus in den Wald zu den anderen Sängern! Die würden uns als ihresgleichen achten und ehren und wir könnten in ihre Chöre einstimmen, da wir so gut musikalisch gebildet sind, wie sie.“

„Damit bin ich vollkommen einverstanden,“ sprach der Gickelhahn würdevoll. „Unsere Bäuerin hat ohnehin kein Einsehen. Statt unsern Gesang zu lohnen, wirft sie uns immer das schlechteste Futter zu; was sie Gutes hat, giebt sie den Hüh-

ihrer Nähe flüchteten und sich im dichtesten Gebüsch verbargen.

Nicht so Einer! Dem gefiel der Gesang der Hähne sehr wohl. Es war der Fuchs. Er hatte seine Höhle in der Nähe des Baumes, auf dem die beiden Sänger saßen. Sobald er sie vernahm, spitzte er die Ohren und wedelte vergnügt mit der langen Rute, weil ihm das Wasser süß im Munde zusammenlief. Vorsichtig schlich er dem Ausgange seiner Wohnung zu und schielte durchs Gezweig nach der Krone, in der die Sänger ihren Thron aufgeschlagen hatten. Als er gewahrte, daß sie allein seien, begab er sich unter den Baum und rief hinauf: „Willkommen, liebste Frau Gickel! willkommen, bester Herr Gockel, hier im Walde! Ach, wie singt ihr so himmlisch schön! Welche Ehre wäre es für mich, wenn ich euch beide den hohen Herrschaften vorstellen dürfte, die eben in meinem gastlichen Hause versammelt sind. Da ist die Amsel, die Drossel, der Fink, die Nachtigall, kurz es sind da die besten Sänger des



nern, die doch nichts als gackern können. Ein ordentliches Lied, wie wir, bringen sie gar nicht zuweg.“ Und zur Bekräftigung dessen führten sie wieder ihren Wechselgesang auf und schrien: „Kikeriki! kikeriki!“ Dann aber flatterten sie vom Zaune und stolzierten, wie zwei rechte Hähne, über Feld und Wiesen hinweg, dem grünen Walde zu. Dort schlangen sie sich von Ast zu Ast in den höchsten Teil der Krone eines Baumes und huben ihr altes Lied von neuem zu singen an; so kräftig sangen sie, daß die Vögel erschrocken aus

Waldes, die eure Bekanntschaft zu machen wünschen. Sie bewundern mit mir eure Sangeskunst und senden mich, euch zu Gaste zu laden."

Gickel und Gockel hatten den Fuchs noch niemals gesehen und kannten ihn also nicht, deshalb trauten sie seiner schmeichelhaften Rede, stiegen vom Baume und folgten ihm in die Höhle. Dort angekommen, überfiel sie der Räuber und fraß sie auf; ihre Federn jedoch warf er vor die Thüre.

Das alles hatte der Kuckuck, der neben der Höhle im Busche saß, mit angehört und mit angesehen. Und weil er sich über die Frechheit des Räubers nicht genug wundern konnte, rief er unaufhörlich: „Guck—guck! Guck—guck!“ Dies hörte der Bauer auf dem nahen Hofe und sagte: „Ich muß doch hinaus in den Wald und sehen, was der Kuckuck hat, daß er immer guck—guck ruft. Und er nahm seine Büchse und lockte dem kleinen Dachshündlein und ging mit beiden dem Walde zu. Als er hinkam, wo der Kuckuck schrie, bemerkte er alsbald den Fuchsbau und sah auch die Federn des Gickel- und des Gockelhahns vor der Thüre der Höhle liegen. Da sagte er: „Guck—guck, was ist da passiert! Komm einmal her, liebs Waldmännchen!“ sagte er zu seinem Dachshündchen, „komm her und sieh nach, ob der Fuchs daheim ist, so sag ihm, er möchte herauskommen und mir sagen, wohin mein Gickel- und mein Gockelhahn gekommen sind?“

Da schlüpfte das Waldmännchen behende in den Fuchsbau, um den Auftrag seines Herrn zu besorgen. Als der Fuchs aber Dachshundfleisch roch, traute er dem Braten nicht und floh eilig zur Hinterthüre hinaus. So aber hatte sich's der Bauer gerade gedacht, darum hatte er sich neben dem Hinterpförtchen aufgestellt. Sobald daher der Fuchs seinen Spitzkopf sehen ließ—wupp! schoß ihn der Bauer nieder. Dann trug er ihn nach Hause, zog ihm das Fell ab, brachte es dem Kürschner in der Stadt und der Kürschner machte daraus für den Bauern eine warme Fuchskappe.



## Das naschhafte Knäblein.



Hänschen war ein naschhaftes Knäblein. Es ließ nichts unberührt, von dem es meinte, es könnte seinem Gaumen angenehm schmecken. Seine Augen durchsuchten alle Schränke und Schubladen, alle Schüsselchen und Töpfchen, und wenn ein Gefäß so hoch stand, daß Hänschen nicht hineingucken konnte, so tupfte er es mit den Fingern aus. Am meisten hatte die Zuckerbüchse von dem naschhaften Hänschen zu dulden. Kaum glaubte das Knäblein sich unbeachtet, so suchte es gleich die schöne Dose mit ihrem süßen Inhalt auf. Zwar wurde die Mutter nicht müde, derselben fort und fort ein anderes geheimes Plätzchen anzuweisen, allein Hänschen fand sie immer wieder und ließ kein Winkelchen undurchsucht, bis er sie hatte.

Einmal hatte die Mutter Gesellschaft zu sich geladen. Das schönste Zimmer im Hause wurde gastlich zugerichtet, die feinsten Theetassen der Reihe nach aufgestellt und in

der Mitte der Tafel prangte die silberne Zuckerdose, hoch angefüllt mit weißschimmernden, würfelförmigen Zuckerstückchen. Hänschen sah das alles durchs Schlüsselloch; es öffnete die Thüre leise und weil niemand im Zimmer war, schlüpfte es durch die Thürspalte, nahte sich dem Tisch und streckte sein Händchen nach der Dose aus. Aber wie es sich abmühen mochte, sein Armchen war zu kurz und reichte nicht bis in die Mitte des Tisches, obwohl



Hänschen sich sogar auf die Bebenspitzen stellte. Endlich gelang es ihm doch, die silberne Zuckerklammer, die oben auf der Dose lag, zu erreichen. Aber, was war das! Kaum hatte Hänschen die silberne Zange mit den Fingerspitzen berührt, so fuhr diese auf das Knäblein los und packte es so tüchtig an der Hand, daß ihm vor Schmerz das Gesicht verging. „Zu Hilfe! zu Hilfe!“ rief jetzt das Hänschen, „die Zuckerklammer beißt mich!“

„Sei still mein Hänschen, sei nur fein stille!“ sagte die Mutter, die plötzlich neben ihm stand. „Die Klammer hat dich bloß angefallen, weil du Zucker naschen wolltest; komm, ich will dein Händchen von ihr befreien. Aber merke dir, laß die Zuckerdose künftig in Ruhe, sonst könnte die Klammer, die den Zucker hütet, dich erst recht beißen.“ Mit diesen Worten nahm die Mutter die Klammer weg, gab dem Hänschen einen tüchtigen Klapps aufs Gefäß und

sagte: „So, jetzt gehe, ungeratenes, naschhaftes Kind! Die Theegesellschaft kommt und diese hat keine Freude an kleinen Buben, welche ihr den Zucker wegstehlen wollen.“

Hänschen hörte die Rede der Mutter beschämt an und entfernte sich mit hängendem Köpfchen, wie ein Kind, das auf böser That ertappt wurde. Von da an enthielt sich das Knäblein aber auch jeder Nascherei, und wenn es gar eine Zuckerklammer erblickte, fehrte es sein Köpfchen rasch ab von ihr, denn es meinte immer, das gefährliche Ding hüpfte auf und beiße es ins Händchen.



## Nadel und Schere.



Klärchen spielte gerne mit Nadel und Schere, und doch sind diese zwei Dinge gegen die Kinder nicht gar freundlich gesinnt, denn das eine sticht und das andere schneidet sie gern. Die Mutter sagte dem Klärchen das oftmals und erzählte ihm auch Unglücksfälle, die eine Nadel oder eine Schere da oder dort schon angerichtet hatte. Allein Klärchen achtete wenig darauf und dachte: „Was geht das mich an! Meine Nadel und meine Schere sind nicht so böse; sie folgen mir auf den Wink und verrichten alles gerne, wozu ich sie mit meiner Hand anhalte.“

Wie klug so ein kleines Mädchen doch denken und reden kann! Sollte man nicht glauben, das Klärchen sei eine gelehrte, vielerfahrene Nähterin gewesen, die Nadel und Schere allerdings nicht zu fürchten braucht, weil sie mit ihnen umgehen kann und vertraut ist mit beiden. Das war aber bei Klärchen nicht der Fall. Als daher das Kind wieder einmal gegen den ausdrücklichen Befehl der Mutter zur Nadel griff und die Schere hervorholte, um für ihre Puppe eine Schürze zu machen, da wollte die Schere zuerst nicht in das bunte Fleckchen einschneiden, und dann mochte die Nadel sich nicht einfädeln lassen. Beide sprachen vielmehr leise zu einander, daß Klärchen es nicht hören konnte: „Wir wollen dem Kind einmal eine Lehre geben und ihm zeigen, wie es noch unerfahren ist und es nicht versteht, uns geschickt zu führen; vielleicht hört es dann besser auf die Warnung seiner Mutter.“

Und die Schere, die eben jetzt ein kleines Stückchen von der Schürze abschneiden sollte, was that sie? Sie zwickte das Mädchen so heftig in den Finger, daß Klärchen aufschrie und das grobe Ding mit der Gebärde des Schmerzes wegschleuderte. Dann befah sie ihren Finger, weil er aber nicht verwundet war, griff sie zur Nadel, um einen Stich mit ihr zu machen. Die Nadel aber wollte nicht durchdringen, denn sie saß ungeschickter Weise mit der Spitze im Knopf des Fadens fest. Da stemmte Klärchen das Nadelöhr gegen die Tischplatte und drückte das Fleckchen mit Leibeskraft gegen die Spitze. Witsch! eilte nun die Nadel durch das Fadentöpfchen, bohrte sich aber zugleich in Klärchens Finger ein, daß das Blut ausspritzte und Klärchen diesmal mit großem Geschrei die Mutter zu Hilfe rief. „Die böse Nadel! Die böse Schere!“ rief Klärchen in einem fort. „Nein,“ sagte die Mutter, „Klärchen ist böse und hat nun ihre Strafe, weil sie der Mutter nicht gehorcht!“



## Vom Käzchen, das in die Schule ging.



Es war einmal ein Knäblein, wie es leider deren viele giebt! Das mochte nicht in die Schule gehen und um alle Welt nichts lernen. Die Mutter weinte über das faule Knäblein und der Vater prügelte es, aber es half alles nichts. Das Knäblein ging Tag für Tag neben die Schule und lief ins Feld hinaus oder in den Wald und schnitt sich Ruten und suchte Käfer und fing Schmetterlinge oder trieb sonst allerlei Spielereien. Und so gefiel es ihm gut!

Da geschah es eines Tags, daß die Mutter des Knäbleins wieder einmal recht traurig war, ihres ungeratenen Kindes wegen. „Ach,“ seufzte sie, „hätte ich doch ein folgsames, fleißiges Söhnlein, wie lieb wollte ich es haben und wie gut wollte ich ihm sein.“ Das hörte das Käzchen, das hinter dem Ofen saß

und spann. Hurtig sprang es hervor, hüpfte der trauernden Mutter in den Schoß und sprach schmeichelnd: „Klag' nicht so, lieb Mütterchen! Sieh, weil dein Hänschen so faul ist, will ich dein fleißiges Söhnlein sein und dir in allen Stücken willig gehorchen.“ Dazu schnurrte das Käzchen so zutraulich, daß ihm die Mutter gern glaubte und getröstet war.

Als der Vater heim kam, erzählte ihm die Mutter alles, was das Käzchen gethan und gesagt hatte. Auch der Vater glaubte dem Käzchen, darum ließ er ihm alsbald ein Röcklein, Höslein und Stiefelchen machen, setzte ihm Hänschens Hütchen auf, hing ihm dessen neuen Bücherranzen über die Schultern und schickte es zur Schule.

Die Kinder hatten eine unaussprechliche Freude, als das Käzchen das erstemal zu ihnen in die Schule kam. Jedes wollte ihm neben sich Platz machen; allein der Lehrer setzte es oben an in das erste Bänkehen. Da saß nun das Käzchen alle Tage und horchte aufmerksam auf alles, was der Lehrer sagte, und übte sich im Lesen, Schreiben und all den andern Dingen, die man in der Schule treibt. Selbst im Singen blieb es nicht zurück, namentlich war es wunderschön, wenn es allemal am Schlusse eines Liedchens noch mianete.

In wenigen Jahren hatte das Käzchen alles gelernt, was man in einer gewöhnlichen Schule lernen kann, so daß es ziemlich klug und verständig war. Nun mußte es aber auch noch höhere Schulen besuchen und studieren. Und als es ausstudiert hatte, kam es wieder heim zu Vater und Mutter und war nun ein gemachter Herr. Die Leute sagten jetzt auch nicht mehr schlechtthin „Käzchen“ zu ihm, sondern wenn der junge Herr aus dem Fenster seines schönen Hauses auf die Straße schaute, oder wenn er spazieren ritt oder fuhr, so grüßten sie ihn voll Höflichkeit und sprachen: „Guten Morgen, Herr von Käzlein!“ — „Guten Abend, Herr von Käzlein!“

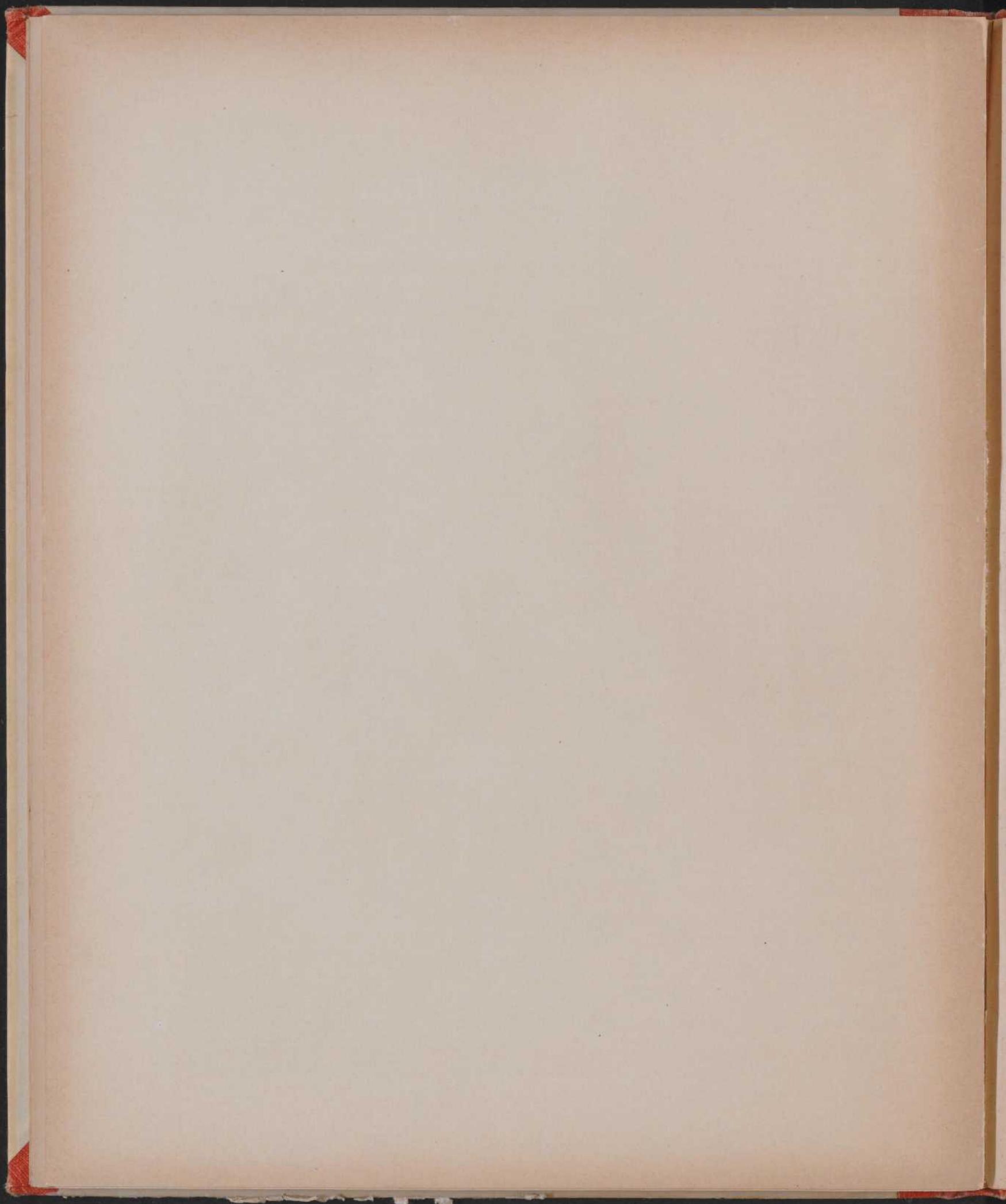
Während Herr von Käzlein auf diese Weise Freude und Ehre unter den Menschen genoß, erlebte das faule Hänschen nur Spott und Schande. Weil der Junge sich auch gar nicht besserte, jagten ihn seine erzürnten Eltern endlich aus dem Hause. Da wurde er nach und nach ein Bagabund und — womit meinst du, daß er sich ernährt habe? Mit Mäusefangen, das früher die Beschäftigung des Käzchens gewesen war. Indem er nämlich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zog, verkaufte er den Leuten Mausfallen, oder legte den Ratten Gift, und vertrieb durch allerlei Mittel anderes Ungeziefer. Dafür bekam er wohl hin und wieder ein Stück Geld, daß er sich Brot kaufen konnte. Öfters aber mußte er gutherzige Leute um warmes Essen ansprechen, bekam aber meistens nicht mehr Suppe, als man früher in seinem Hause vor jedem Essen ins Katzenküßelchen gethan hatte.

So geht's dem Faulen und nicht anders!





Vom Mädchen, das in die Schule ging.



## Das Feuerspritzchen.



Wilhelm hatte vom Onkel ein kleines Feuerspritzchen zum Geschenke bekommen; es war ein ganz niedliches Spielzeug aus grün lackiertem Blech, hatte zwei Arme zum Pumpen und ein messingnes Spritzrohr. Der Knabe fuhr mit dem Spritzchen häufig an den Brunnen oder auch an das Bächlein, das in der Nähe vorbei sprudelte; da füllte er die kleine Maschine mit Wasser und spritzte es dann zum Vergnügen seiner Spielkameraden wieder aus, während er die Röhre auf allerlei Gegenstände richtete. Zuweilen auch stellten sich einige Knaben dem kleinen Spritzenmeister als Zielscheibe gegenüber, und wenn der Wasserstrahl gut traf, oder wenn ihm ein gewandter Junge sicher auswich, so entstand immer ein fröhlicher Jubel unter der muntern Kinderschar. Der Scherz währte indes nicht gar lange. Wilhelm mißbrauchte sein Spielzeug, indem er etlichemal ältere Personen, die auf dem Wege vorübergingen, mutwillig bespritzte. Dieses führte zu Verdrießlichkeiten, und bald durfte er sein Feuerspritzchen nicht mehr auf den Spielplatz mitnehmen. Der Vater hatte es so befohlen. Nun aber trieb der Knabe auch im Hause Mutwillen mit seinem Spielzeug; er bespritzte nicht selten damit die Möbel im Zimmer, oder die Bücher und Kleider im offenen Schranke. Als er einmal gar der Mutter das Feuer auf dem Herde auslöschte und diese sich beim Vater über die Unart des Knaben beschwerte, sperrete der Vater ihn samt dem Spritzchen in die dunkle Kammer. Zwar durfte der Knabe nach einer Stunde den Dunkelarrest wieder verlassen, das Spritzchen aber mußte dort verbleiben und einen abgelegenen Winkel hüten.

Lange Zeit stand es da im Winkel und es wäre gut gewesen, wenn es das Tageslicht nie mehr erblickt hätte. Dies geschah jedoch nicht; denn als der kleine Vetter Eduard zu Wilhelm einmal auf Besuch kam, durfte auch das Spritzchen wieder aus der Einsamkeit hervorspazieren, um dem kleinen Gast seine Kunststücke zeigen zu können. Vergnügt raffelte es daher auf seinen vier Rädern. Zwar schämte es sich ein wenig, weil es so bestaubt aussah, allein am Brunnen war es bald wieder gereinigt, daß es wie neu glänzte. Auch in seinen Kunststücken hatte es nichts verlernt; Wilhelm behauptete sogar, es werfe seinen Wasserstrahl höher als früher. „Ei,“ sagte Eduard, „das ist aber thöricht von uns, Wilhelm, daß wir so in die blaue Luft hinein spritzen! Da brennt es ja nirgends und das Spritzchen ist doch da zum Feuerlöschen!“

Nun erzählte Wilhelm seinem kleinen Vetter, wie er schon einmal der Mutter das Herdfeuer gelöscht habe und was ihm deshalb begegnet sei. Ein anderes Feuer wisse er aber nicht. „Darum wollen wir immerhin in die Luft spritzen, Eduard! Oder macht dir das wirklich kein Vergnügen?“ redete der Knabe voll Freundlichkeit zum kleinen Vetter.

„Nein,“ sagte Eduard verächtlich; „das ist kindisch und langweilig. Aber gieb acht, es soll munter werden!“ Mit diesen Worten zog der kleine Verführer seinen Vetter Wilhelm hinter einen Schuppen, der nahe an der großen Scheuer stand. Dort angekommen sagte er: „Nun begiebst du dich in die Küche und holst einige Bündhölzchen; ich sammle indes

ein Häuflein Stroh und Reifig; zünden wir das an, so haben wir ja ein Feuerlein zum Löschen."

"Das ist kein übler Gedanke," sagte Wilhelm zustimmend; "mich wundert, daß mir so was früher nie in den Sinn kam. Das wird prächtig werden! Ich will Vater und Mutter sagen, sie sollen zusehen! Nicht wahr?" — "Nein," flüsterte Eduard, "das läßt du bleiben. Dein Vater und deine Mutter dürfen nichts davon wissen, sie möchten uns sonst den Spaß verbieten." — "Aber wie soll ich denn ein Bündelhölzchen bekommen, da es mir von den Eltern verboten ist, ohne ihre Einwilligung eines anzurühren?" — "Du brauchst ja auch keine Erlaubnis," sprach Eduard leise; "nimm heimlich eines hinweg; das habe ich zu Hause schon oft gethan."

Wilhelm ließ sich von dem Verführer bereden, einige Bündelhölzchen zu entwenden, ohne daß er dabei von jemanden bemerkt wurde. Hocherfreut kam er zurück hinter den Schuppen, wo Eduard indes ein Häufchen Stroh und Reifig aufgeschichtet hatte. Nun wurde das Spritzchen aufs neue gefüllt. Eduard nahm es in Empfang und stellte sich in einiger Entfernung vom Reifighäuflein auf, während Wilhelm das Stroh in Brand streckte. Als die Flamme aufschlug, pumpete Eduard wacker am Spritzchen; aber das Spritzchen mochte das Feuer nicht löschen, vielmehr wurde dieses immer größer und größer. Eilig stieg es am kleinen Schuppen hinauf und kroch dort unter das



Dach zu anderem Stroh und Reifig. Und ehe die Knaben recht wußten, wie das geschah, stand auch der Schuppen in Flammen, und die Flammen des Schuppens krochen wieder an der großen Scheune empor und steckten auch sie in hellen Brand.

Jetzt eilten die Knaben weinend davon und verbargen sich im Hause, während die Nachbarn „Feuer-jo!“ riefen und die Glocken auf dem Turme zu wimmern anfangen und bald heftig Sturm läuteten. Alles was Hände zum Arbeiten hatte, lief herbei, um das große Feuer zu löschen, und auch die große Feuerspritze kam, von vier Pferden gezogen, rasselnd heran gefahren, als ob sie zornig darüber sei, daß das kleine Feuerspritzchen solches Unheil zugelassen hatte. Bischend warf sie ihre Wasserstrahlen in die Höhe, daß sie wie schwerer Regenguß in die Flammen nieder prasselten. Da erlosch das Feuer nach und nach und die Scheune wurde größtenteils gerettet.

Jetzt eilten die Knaben weinend davon und verbargen sich im Hause, während die Nachbarn „Feuer-jo!“ riefen und die Glocken auf dem Turme zu wimmern anfangen und bald heftig

Die Leute zerstreuten sich wieder unter allerlei Vermutungen, wie das Feuer wohl entstanden sein möge. Niemand konnte sich den Hergang denken, nur der Vater Wilhelms hatte eine Ahnung davon. Sobald der Brand gelöscht war, sah er sich nach seinem Söhnlein und nach dem kleinen Vetter um. Er fand beide in der dunkeln Kammer. „Nur hervor, ihr Schelme!“ rief er ernst, als er sie da weinen hörte. „Besteht mir aufrichtig, wie die Sache sich verhält und ich will sehen, ob ihr Nachsicht verdient.“

Eduard, der Verführer, sprach kein Wörtlein, während Wilhelm dem Vater alles

wahrheitsgetreu mittheilte. Nachdem der Vater diesen Bericht vernommen hatte, schrieb er sogleich einen Brief an Eduards Vater. Nach wenigen Tagen kam dieser an und saß mit Wilhelms Vater über die kleinen Missethäter zu Gerichte. Beide wurden mit der Rute gezüchtigt. Aber auch das Feuerspritzchen hatte seine Strafe erhalten. Ganz zerquetscht lag es unter den Trümmern auf der Brandstätte. Darum wurde es mit dem Schutte hinweg geräumt und in eine alte Grube geworfen. Dahin gehören alle Spielzeuge, welche den Kindern Veranlassung zu Unfug geben.



## Geschichte zweier Fliegen.



Zwei Stubenfliegen, eine ältere und eine jüngere, hatten einmal Langeweile und flogen daher auf einen Spaziergang aus. Die ältere hatte schon öfters einen Ausflug gemacht; bei der jüngeren war es das erstemal. „Flieg mir nur nach,“ sagte daher die ältere zur jüngern, „ich weiß schon Weg und Steg und bin schon oft im Freien umher gestrichen. Weil es heute gar so heiß ist, so wollen wir einmal hinaus fliegen in den schattigen Wald.“

Und sie flogen mit einander hinaus in den Wald, wo die vielen Bäume stehen und das lange Waldgras wächst. Als sie draußen ankamen, setzten sie sich auf einen grünen Busch und schauten sich um. Dem jüngern Mücklein gefiel es im Walde sehr wohl, denn es hatte sich bisher nur daheim in der alten Wohnstube aufgehalten, und da gab es nicht gar viel zu sehen. „Ei, wie hübsch ist es hier!“ rief es darum aus; „sieh nur, wie die goldfarbigen Käferlein umher schwirren, und horch nur, wie lieblich die Vögelein singen, und riech nur, wie angenehm die Waldblumen duften! Es gefällt mir so gut, daß ich gar keine Lust mehr habe, in die alte, dumpfe Wohnstube heim zu kehren.“

„Ja,“ sagte die ältere Schwester, „es ist schön im Walde, das ist wahr; allein es ist auch gefährlich für uns. Zu Hause ist's anders; da können wir uns leicht vor Unglück bewahren, weil wir mit allem, was um uns her vorgeht, bekannt sind. Stellt die Hausfrau den Milchtopf auf den Tisch, so dürfen wir nur die Vorsicht gebrauchen, hübsch am Rande herum zu naschen, dann ertrinken wir gewiß nicht. Kommt der Großvater mit seiner ledernen Fliegenklappe, dürfen wir nur zeitig weg huschen, und er hat das Nachsehen. Spannt die dicke Winkelspinne ihr Netz aus, so fliegen wir lachend daran vorüber, und sie kann lange im Neste lauern, bis sich eine von uns erwischen läßt. Im Walde aber, da ist es ganz anders, da haben wir tausend Feinde, welche wir gar nicht kennen. Da heißt es: aufgepaßt!“ — Bei dieser Rede der ältern Fliege sah die junge Fliege ganz dumm daren, denn sie wußte gar nicht, wer diese Feinde sein sollten und konnte sich dieselben auch nicht vorstellen. Da

rief die ältere Fliege plötzlich, indem sie ihren Leib dicht an das Blatt andrückte, auf dem beide saßen: „Surtig, duck dich!“ Im selben Augenblick aber schoß ein buntes Vögelein über das Blatt hinweg und streifte dabei die jüngere Fliege mit dem Schnabel so hart, daß sie in den Busch hinab taumelte. Als sie sich am Boden vom ausgestandenen Schrecken wieder etwas erholt hatte, sagte sie: „Was war das doch?“ „Das war Todesgefahr,“ sprach die ältere Fliege. „Das Vögelein hatte uns sitzen sehen und wollte uns im Fluge wegschnappen und verspeisen.“ „Ach,“ seufzte die jüngere Fliege, „mir wird bange; wenn es hier so viele Feinde giebt, wollen wir lieber weiter ziehen.“ Und schon hob sie die Flügel zur Weiterreise. „Halt, halt!“ mahnte die ältere Schwester, „ja nicht da hinüber! Sieh, dort hängt der grüne Laubfrosch am Zweig und schielt nach uns. Sobald wir an ihm vorüber fliegen, schnellst er seine klebrige Zunge nach uns und ehe wir daran denken, stecken wir ihm im Halse.“ „So laß uns am Busche hinab kriechen und heimlich im Grase fort schleichen,“ sprach die jüngere Fliege ängstlich. „Im hohen Waldgras sitzt allerlei Ungetier, das uns fressen würde, wenn wir ihm in den Weg kämen,“ antwortete die er-



fahrene Schwester. „Komm, wir fliegen in die Höhe, über den Wald hinweg, wieder der Heimat zu.“ Also thaten sie. Ei, wie humsten und brumsten sie vor Freude, als sie nach längerem Fluge das alte Wohnhaus wieder erblickten. „Wir haben viel Not ausgestanden,“ sprach die jüngere Fliege, „und wollen uns recht wohl sein lassen, wenn wir wieder daheim sind.“ „Das wollen wir,“ sprach die ältere Fliege, „daheim hat's ja keine Gefahr.“

Es war schon etwas dunkel, als sie zu Hause ankamen, zum Glück aber stand noch ein Fenster offen. Rasch flogen sie durch dasselbe in die Stube und setzten sich gleich auf den Tisch, auf welchem vom Abendessen her noch einige Speisereste umher lagen. Da sie vom weiten Ausflug Hunger und Durst mitgebracht hatten, machten sie sich gleich über ein Tröpfchen Milch her und sogten es gierig auf. Aber — klapps! fiel des Großvaters lederner Fliegentöter nieder und beide Tierchen lagen zerquetscht auf der Tischplatte. Das Unglück, dem sie mit Vorsicht im Walde entronnen waren, ereilte sie daheim, wo sie am wenigsten daran dachten.

Was nützte es, daß bei diesem Schlage Großvaters Fliegenklappe entzwei gebrochen war, der Jammer war geschehen, die Fliegen blieben tot und es ist nur ein Glück, daß es deren noch viele giebt.



## Hänschen und Lieschen.



Hänschen und Lieschen waren die Kinder einer armen Mutter. Einmal gingen sie um die Zeit der Erdbeerreife in den Wald. Sie trugen Weidenkörbchen bei sich, die sie mit den süßen Früchten füllen wollten. Unterwegs sagte Hänschen: „Lieschen, wenn wir unsere Körbchen voll haben, so tragen wir sie zum Verkauf in die Stadt; vom Gelde aber, das wir lösen, nehmen wir für die Mutter Brot mit nach Hause.“

Lieschen war mit diesem Vorschlage einverstanden, und so betraten die Kinder fröhlich den grünen, schattigen Wald. Sie fanden an sonnigen Plätzen auch gar manches schöne Beerlein; weil sie aber Hunger und Durst hatten und fast immer zwei Beerlein aßen, ehe sie eins ins Körbchen legten, füllte sich dieses gar langsam, so langsam, daß die Sonne schon unterging, als die Erdbeeren oben am Rande des Körbchens sichtbar wurden.

„Nun müssen wir nach Hause gehen,“ sagte Lieschen; „zur Stadt können wir heute nicht mehr, sonst käme die liebe Mutter unseretwegen in Sorge.“

„Ja,“ sagte das Hänschen, „wir müssen nach Hause, denn siehst du, Lieschen, es dunkelt schon sehr im Walde, und die Vögelein suchen schon ihre Nester auf.“

Da fingen die Kinder an, eilig zu gehen; aber in der Hast verfehlten sie den Weg und statt aus dem Walde hinaus zu kommen, gerieten sie immer tiefer hinein in denselben. Endlich konnten sie vor lauter Müdigkeit gar nimmer weiter gehen, sondern sanken unter einem großen Baume ins Moos nieder.

„Ach, Lieschen!“ seufzte Hänschen, „was wird die Mutter sagen, wenn wir heute nacht nicht nach Hause kommen? Wie sehr wird sie in Sorge um uns sein!“ — „Sei ruhig, Hänschen!“ sprach Lieschen, „die Mutter wird nicht in Sorge sein. Sie denkt wohl, wir seien auch heute, wie schon so manchmal, vom Walde in die Stadt gegangen und übernachteten dort bei gutherzigen Leuten.“ Da war Hänschen der Mutter wegen getröstet.

Nach einer Weile jedoch seufzte es wieder: „Ach, Lieschen, was werden die wilden Tiere, die Bären und die Wölfe mit uns anfangen, wenn sie uns da schlafen sehen?“

Lieschen war verständiger als Hänschen, darum sagte es: „Es giebt in unsern Wäldern keine Bären und keine Wölfe, Hänschen! Aber die Engel Gottes sind überall zugegen und wenn wir hier schlafen, so werden sie uns beschützen. Komm, Hänschen, laß uns beten, dann können wir sicher ruhen. Und die Kinder falteten die Händchen und beteten und empfahlen sich im Gebete dem Schutze des Himmels.“

Als sie gebetet hatten, schmiegeten sie sich innig aneinander an und schliefen sanft ein. Erst als die Morgensonne den grünen Wald erhellte, erwachten sie wieder. Und als sie

um sich schauten, sahen sie mit freudigem Erstaunen, daß um ihre Lagerstätte her eine Menge der schönsten Erdbeeren standen; und wundervoll blühende Waldblumen schmückten den Rasen.

Hänschen sammelte die großen roten Erdbeeren und Pieschen band Sträuße aus den lieblichen Waldblumen, dann zogen beide fröhlich weiter durch den Wald. Als sie endlich den Saum des Waldes erreichten, siehe, da lag unten im Thal, ganz in ihrer Nähe, die Stadt. Dorthin begaben sie sich nun und verkauften die köstlichen Beeren und die schönen Blumen an vornehme Leute. Da bekamen sie manch schönes Stück Geld, das sie der armen Mutter nach Hause brachten. Als diese aber vernahm, wo ihre Lieblinge die Nacht verbracht hatten, dankte sie dem guten Gott, der ihre Kinder so treulich behütet und bewacht hatte.



## Der Streit um des Kaisers Bart.



Drei fröhliche Gefellen gingen einmal zusammen auf die Wanderschaft. Unterwegs führten sie mancherlei Gerede, um sich die Zeit zu vertreiben. Sprach der eine: „Das war doch eine schöne Zeit vor Jahren, als ich zu Mainz war und den Kaiser Rotbart mit seinem Gefolge nach dem Dome wallen sah. Ein herrlicher Mann, der Kaiser, stattlich wie keiner im Reiche, und der braune Bart, sag' ich euch, fiel ihm bis auf die Brust herab!“

Dem aber fiel der zweite ins Wort: „Ei Bruder, wo denkst du hin! Bist du nicht recht bei Troste, daß du des Kaisers Bart braun nennest! Auch ich habe den hohen Herrn gesehen; auf seinem Schlosse im Harzgebirge war's! Aber, Bruder, sein Bart ist nicht braun, sondern pech=raben=schwarz, sag' ich dir, wie die dunkle Gewitternacht!“

Dazwischen rief der dritte in hellem Zorne: „Geht mir zur Hölle, ihr Lügner! Was fabelt ihr? Des Kaisers Bart ist weder braun noch schwarz! Weiß, sag' ich, weiß ist er! Sah ihn ja mit leibhaftigen Augen schimmern wie Silber, damals als der alte Held durch die Straßen von Köln geritten kam.“

Und so gab es zwischen den drei Gefellen nun ein Streiten und Zanken um Weiß und Schwarz und Braun, daß sie ernstlich böse auf einander wurden und zuletzt gar ihre Wanderstäbe als derbe Knüttel schwangen und sich auf offener Landstraße prügelten. Als sie aber des genug hatten, ging jeder mit grimmem Mute seines Weges und keiner gedachte mehr des andern. — Willst du Friede haben unter Freunden, so streite nicht mit ihnen um des Kaisers Bart!



## Das muntere Böcklein.

**G**in Ziegenböcklein wohnte mit seiner Mutter im Stalle, bei der Kuh. Es war sehr munter und liebte eher Scherz als Ernst. Eines Abends lag die Kuh am Boden auf der Stren, um auszuruhen, denn sie hatte den Tag über arbeiten müssen. Da trat das muntere Böcklein zu ihr und sagte: „Guten Abend, Frau Tante! will sie denn schon schlafen, daß sie sich so breit ins Stroh gelegt hat?“ Die Kuh hatte das Böcklein gerne und erwiderte: „Freilich will ich schlafen, du kleiner Schnick-Schnack! Siehst du nicht, die Hühner dort haben sich auch schon aufgesetzt und wenn die Hühner aufsitzen, so ist es Schlafenszeit.“ „Ei was!“ rief das Böcklein, „die Hühner sind langweilige Geschöpfe. Weil sie furchtsam sind und in beständiger Angst leben vor dem Fuchs und dem Marder, ziehen sie sich in den Stall zurück, sobald es nur zu dämmern anfängt. Wir aber fürchten uns nicht und wollen darum auch noch nicht schlafen, sondern noch etwas Kurzweil treiben und unsere Hörner erproben. Nicht wahr, Tante?“

Die gutmütige Kuh, die sich scherzweise mit dem Böcklein schon hie und da in eine Stoßpartie eingelassen hatte, mochte jetzt auf den Antrag nicht eingehen, denn sie war sehr mißgestimmt, seit der Metzger im Stalle gewesen war und das schöne Kalb von ihrer Seite weg geholt hatte. Sie sagte daher zum Böcklein: „Vor Fuchs



und Marder fürchten wir uns allerdings nicht, denn diese beiden können uns nichts anhaben, aber vor dem bösen Schlächter müssen wir uns fürchten; er ist unser Feind!“ Das Böcklein war noch jung und unerfahren und wußte noch wenig von der Feindschaft, besonders hatte es vom Schlächter noch nie reden gehört, darum machte es jetzt zum erstenmal ein ernstes Gesicht, indem es aufmerksam fragte: „Der Schlächter sagst du, Tante! Wer ist denn das?“ „Das ist ein kräftiger Mann mit einem langen Messer, einem schweren Beil und einer blutigen Schürze.“ „Aber was macht er denn mit Messer und Beil? und wovon ist seine Schürze blutig?“ fragte das Böcklein. Die Kuh gab zur Antwort: „Das lange Messer stößt er uns vierbeinigen Tieren in den Hals, daß das Blut herausströmt; oder er schlägt uns mit dem Beil auf den Kopf, daß wir tot zusammenstürzen, worauf er uns ausweidet, und von all dem wird seine Schürze blutig. Dann erzählt er den Leuten mit großer Lust, daß er wieder eins von uns geschlachtet habe.“ „Weh, der Metzger!“ rief das Böcklein aus und schaute ängstlich umher, ob er nicht in der Nähe sei. Als es ihn aber nirgends entdecken konnte, wandte es sich wieder an die alte Tante und fragte: „Warum aber schlachtet uns der Metzger denn? und ist denn gar niemand da, der es nicht geschehen läßt?“ „Das thut selten jemand,“ entgegnete die Kuh. „Im Gegenteil, die Leute freuen

sich noch, wenn sie hören, daß der böse Mann frisch geschlachtet hat. Dann eilen alle Küchenjungfern mit Körben zum Metzger und holen Stücke von unserem Fleisch.“ „Von unserem Fleisch?“ fiel das Böcklein der Tante voll Verwunderung ins Wort! „Haut uns der grobe Metzger denn in Stücke?“ „Ja freilich,“ antwortete die Kuh; „er zieht uns die Haut ab und schneidet und hakt und sägt uns von unten bis oben in Stücke, die er pfundweise an die Köchinnen verkauft. Diese gehen dann nach Hause und stecken die Fleischstücke in große Töpfe oder legen sie in Pfannen und sieden oder braten sie, und bereiten sie durch Kochen so zu, daß sie dem Menschen als Speise dienen können.“

Bei dieser Mitteilung wurde das Böcklein sehr nachdenklich. Und als es eine gute Weile nachgedacht hatte, fragte es kleinlaut, ob denn der Metzger alle Tiere schlachte, große und kleine, alte und junge? „Alle ohne Ausnahme, wie er sie gerade brauchen kann,“ antwortete die Kuh. „Lieber jedoch schlachtet er die jungen und die fetten, als die alten und die mageren Tiere.“ „Was thut er aber mit solchen Tieren,“ forschte das Böcklein weiter,

„die jung und mager zugleich sind.“ „Von diesen will er nicht viel wissen,“ entgegnete die Kuh. „Trifft er irgendwo im Stalle oder auf der Weide solch ein junges, mageres Geschöpf, z. B. ein Böcklein von deiner Größe und Gestalt, so sagt er zum Hirten oder Bauern: „Hör', Bauer, füt-

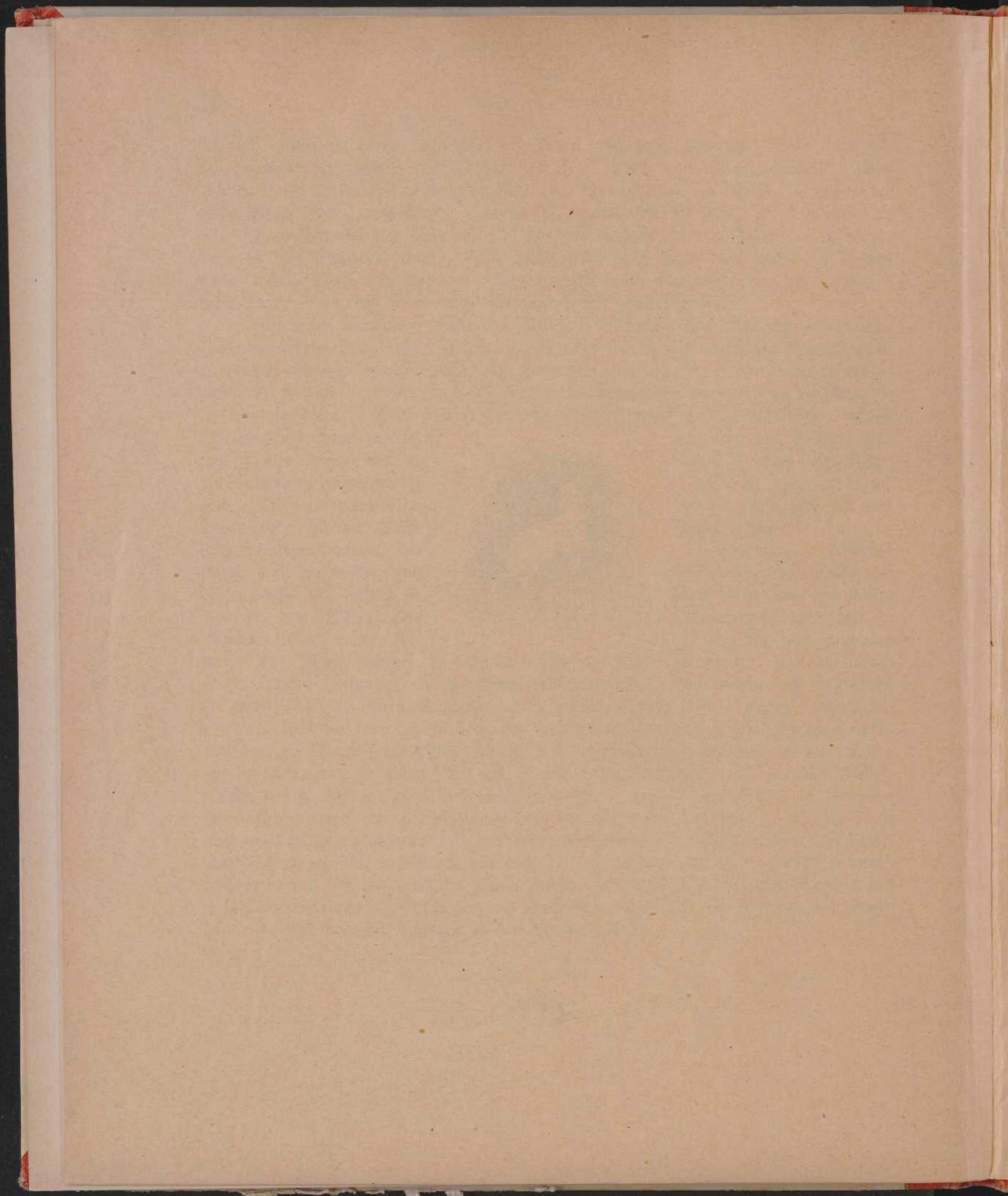


tere mir das Böcklein gut! Komm ich übers Jahr wieder, so wird es wohl groß und fett sein, dann will ich's aufs Messer nehmen.“

„Der Bößewicht!“ rief das Böcklein entrüstet. Dann aber schrie es herzlich und lustig: „Meckeremeck! wie froh bin ich, daß ich noch jung und mager bin! Warte Metzger, du sollst mich nicht ans Messer bekommen!“ Und jetzt machte es einen hohen Luftsprung und galoppierte voll Lebenslust im Stall umher, daß die Hühner, die halb schlafend auf ihren Stänglein saßen, wieder aufwachten und einander verwundert fragten: „Was hat denn das Böcklein, daß es in der Nacht noch so närrische Sachen treibt?“ Und auch die Mutter Ziege schaute sich um nach ihrem Söhnlein und nach der alten Tante, um zu sehen, was es gebe. Und als sie die tollen Luftsprünge sah, die das Böcklein machte, rief sie ihm zu: „Sei doch artig, mein Kind! Laß die Frau Tante in Ruh und komm gleich zu mir ins Ziegenstälchen, denn wir alle wollen jetzt schlafen: ich, die Tante Kuh, das Hühnchen Gagagg und dein Brüderchen Meckeremeck, wir alle sind müde und schläfrig.“ Das Böcklein gehorchte der Mutter nur ungern, doch als der Bauer an die Stallthüre pochte, erschrak es und ließ sich ruhig ins Stroh nieder. So lustig wie an diesem Abend wird's wohl auch nicht immer geblieben sein; es wurde später groß und fett und hat gewiß manchmal recht ernst und mit Schrecken an den Metzger gedacht.







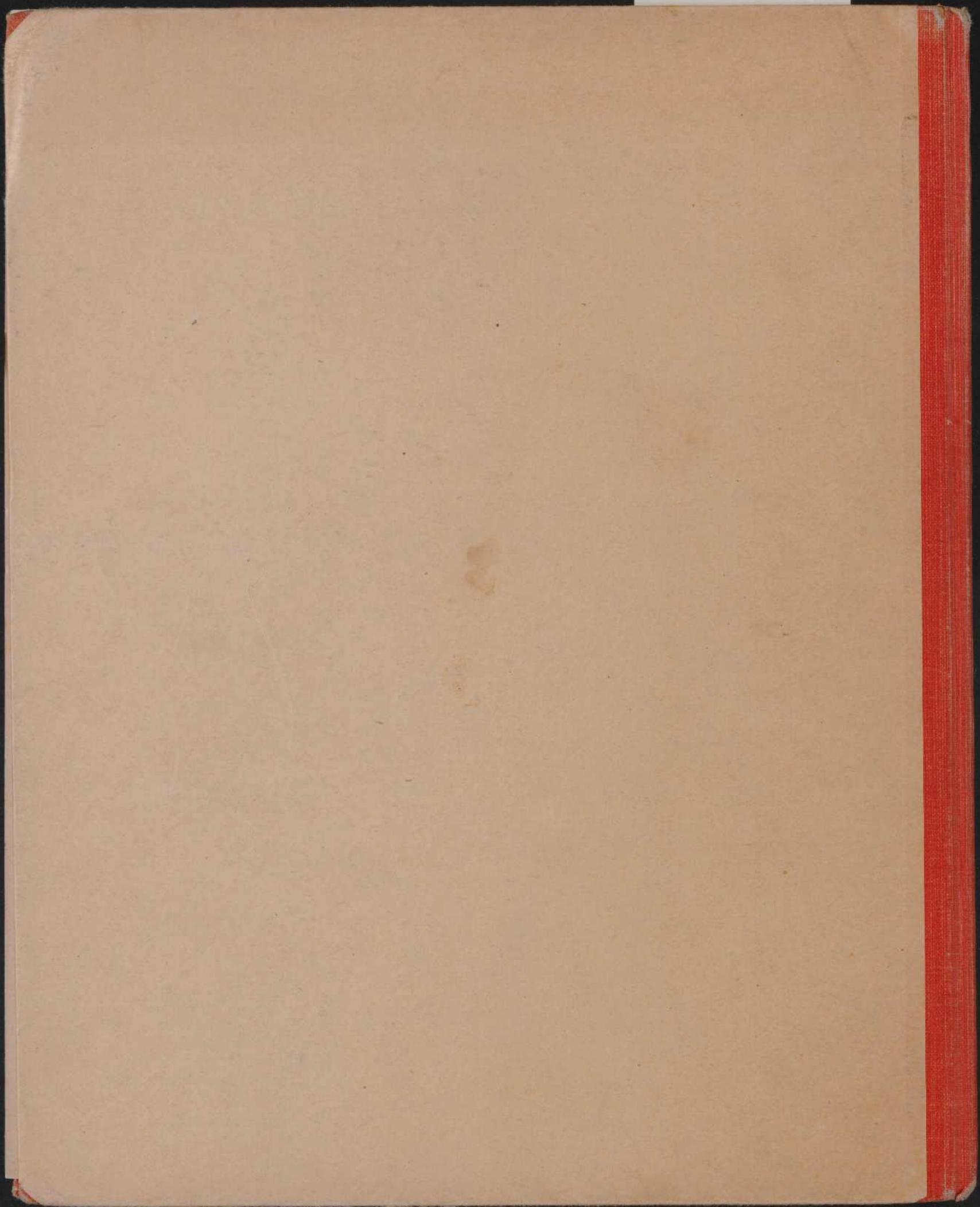
H/4M 229 425

168r

Internationale Jugendbibliothek



047002369003





# Erzähl' mir was!

Geschichten

für Kinder mittleren Alters

von

Franz Strähle.



Mit 4 Farbdruckbildern nach Aquarellen von J. Kocher  
und mit vielen Text-Illustrationen.

Dritte Auflage.

[1899]



Stuttgart.

Wilhelm Nisshes Verlag

(Inhaber: August Brettinger).

